

W WIEBERS
VERLAG

BERLIN

ZOMBIE

ZERO

EIN ROMAN VON KALLE MAX HOFMANN

BERLIN ZOMBIE ZERO: VIROHAZARD

Der Himmel über Berlin war finster, die Nacht klar und kalt. Irgendetwas stimmte nicht, das spürte Anna ganz genau. Mit eingezogenem Kopf hetzte sie durch leere Straßen, den Blick nach oben gerichtet. Ihr einziger treuer Freund, der Mond, war nirgends zu sehen, genauso wenig wie irgendwelche Sterne, was für den beginnenden Herbst eigentlich keine Überraschung war. Das komische war nur: Wolken konnte sie auch keine erkennen. Nur ein unheimlicher Bodennebel waberte giftig im Licht der Straßenlaternen, die im ehemaligen Ostteil Berlins immer noch gelblich gefärbt waren. Während Anna sich ihrem Ziel näherte, wurde das Gefühl der Rastlosigkeit, das sie schon seit Tagen begleitete, immer stärker. Es war Samstag, kurz nach Mitternacht, und normalerweise war sie um diese Zeit zu Hause. Einige Leute nannten sie zwar die Königin der Nacht, doch es war einfach noch viel zu früh – sie hätte noch ein paar Stunden Schlaf gebrauchen können, aber das Gefühl, dass ihr die Decke auf den Kopf fällt, war einfach zu stark gewesen.

Nun war sie hier draußen in der Kälte, und die scheinbare Abwesenheit des Nachthimmels war kein gutes Zeichen. Ein weiterer Kontrollblick nach oben zeigte ihr, dass sich nichts geändert hatte – das Firmament war wie leergefegt und das gefiel ihr gar

nicht; es schien, als wäre ihre Zukunft weggewischt worden.

Beruhige dich, sagte sie sich selbst. Es war wahrscheinlich einfach wieder so eine Phase in ihrem Leben, in der die Unsicherheit, die Angst, zurückkam. Das hatte sie schon oft erlebt, und es half nicht, sich zu viele Gedanken über die Gründe zu machen. Man kann Dinge nicht vergessen, nur weil man nicht an sie erinnert werden möchte, das wusste sie nur allzu gut. Und manchmal holte die Vergangenheit sie ein, egal wie diffus sie schon geworden schien und wie sehr sie versuchte, sie wegzuschieben. Doch Gedanken hatten keine Substanz, es waren Hirngespinnste, und bestimmt war auch mit dem Himmel alles in Ordnung. Vielleicht war mal wieder die Stromversorgung der Straßenlaternen reduziert worden, um Geld zu sparen, oder ihre Augen hatten sich einfach noch nicht an die Dunkelheit gewöhnt, so dass sie den dünnen Wolkenfilm, der vermutlich in der oberen Atmosphäre hing, nicht wahrnehmen konnte. Oder es waren tatsächlich ihre düsteren Gedanken, die ihre Sicht vernebelten, Substanz hin oder her. Doch im Endeffekt war es egal, denn sie würde ihr Ziel bald erreicht haben.

Anna verließ die holprigen, alten Steinplatten des Gehweges und huschte über eine grasbewachsene Freifläche. Im Schatten eines alten Hauses wurde sie

nun komplett von der Dunkelheit umhüllt, während vertrocknete Halme ihr in die Unterschenkel pieksten. Wie immer trug sie eine leichte Dreiviertelhose, heute die hellgraue, und dazu ein schwarzes Unterhemd. Selbst wenn Schnee lag, ging sie so auf die Straße, denn die paar Meter waren den Stress nicht wert, sich dick einzupacken. Sie brauchte für den Weg maximal zehn Minuten, und wenn sie dabei fror, fühlte sie sich am Ziel nur noch geborgener.

Ihre Augen hatten sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt und sie erkannte den Schlitz im Maschendrahtzaun am Ende des Grundstückes. Nach einem kurzen Seitenblick auf die Straße hob sie das Metallgeflecht an und huschte durch die Öffnung. Nun war sie fast da – schon bevor sie das Gebäude sehen konnte, spürte sie Vibrationen im Boden und nach wenigen weiteren Schritten hörte sie auch die wummernden Bässe, die über die gigantische Brachfläche trieben, die sich vor ihr öffnete, als sie den letzten Hinterhof passiert hatte. Nun sah sie den alten Bunker vor sich, die Festung, *den Club*: ihren Spielplatz und ihr Wohnzimmer.

Aus dieser Entfernung drang auch schon das Stimmengewirr an ihr Ohr – es war gerade die denkbar ungünstigste Zeit. Horden von Touristen, Teenagern und Möchtegerns standen in der Schlange, die sich über die gesamte Freifläche schlängelte. In Grüppchen standen sie zusammen, drückten ihre

Jacken fest an sich und unterhielten sich, um die stundenlange Wartezeit zu überbrücken. Manche gut gelaunt oder sogar überschwänglich, in der selbstbewussten Annahme, eine absolut wilde Nacht vor sich zu haben – die meisten jedoch in latenter Angst, an der Tür abgewiesen zu werden, was das Anstehen rückwirkend zur sinnlosen Zeitverschwendung umdefinieren würde.

Anna hielt sich in den Schatten, dicht an die Seitenwand des alten, immer mehr zerfallenden Gebäudes gepresst. Sie hasste diesen Zirkus am Samstag Abend und wollte aus ihrer Ankunft keine Show machen. Wäre es nicht ein Notfall gewesen, hätte sie sich frühestens am Sonntag kurz vor Sonnenaufgang auf den Weg gemacht. Doch jetzt war sie eben hier, atmete einmal tief durch und trat dann ins grelle Licht der Scheinwerfer, die am Eingang montiert waren und den Vorplatz wirken ließen wie eine Grenzanlage. Dieser Eindruck wurde von den vielen Metallgeländern verstärkt, die die Besuchermassen im Zaum hielten, und natürlich durch die kräftigen Sicherheitsmänner, die in den Schatten standen und die Neuankömmlinge kritisch beäugten. Ganz vorne exponiert stand Janosch, er war heute Abend der Schichtleiter und hatte damit den Job, den abgehobene Clubs vielleicht als »Selektor« bezeichnen würden – ein Begriff, der dem stämmigen, jungen Mann, dessen Gesicht mit Piercings übersät war, sicherlich sein typisches,

bellendes Lachen entlocken würde. Denn für ihn drehte sich seine Arbeit nicht darum, Menschen eine Abfuhr zu erteilen und sie zu kränken – auch wenn er das im Minutentakt tat, indem er einen Ankömmling nach dem anderen kurz von oben bis unten beäugte, um dann seine rechte Hand roboterartig von der Brust aus nach links wischen zu lassen und stoisch den Satz »Go to the Franz-Club« herunterzubeten. Immer wieder schickte er kleine Grüppchen von Menschen mit diesen Worten in die nahegelegene Großdiskothek und ließ damit sicherlich für den einen oder anderen kurz das gesamte Weltbild zusammenbrechen.

Anna schmunzelte, als sie beobachtete, wie wieder einmal die Blicke einer Gruppe von vier Männern gen Boden sanken und sie sich buchstäblich mit eingezogenen Schwänzen Richtung Franz trollten. Doch die melancholische Choreografie am Ende der Schlange wurde kurz unterbrochen, als Anna mit einer eingeübten Bewegung eine der Barrieren am hinteren Rand des Eingangsbereichs aus der Verankerung hob, sich daran vorbeiquetschte und sie hinter sich wieder einrasten ließ. Einer der Sicherheitsmänner, ein aufgepumpter Orientale, den sie nicht kannte, machte drohend einen Schritt auf sie zu, doch als Janosch sie aus dem Augenwinkel bemerkte, hielt er kurz inne und hielt eine flache Hand nach oben, um seinen neuen Kollegen zurückzupfeifen. Sofort hielt der Bulle an und

beobachtete, wie Anna kurz von seitlich hinten an Janosch herantrat.

»Was machst du denn schon hier?«, murmelte er, ohne den Blick von den Menschenmassen vor sich abzuwenden.

»Mir ist zuhause die Decke auf den Kopf gefallen. Ich musste unbedingt raus«, antwortete sie.

»Hast du was dabei? Ist gerade keine gute Zeit.«

»Nein, ich bin wirklich nur zum Tanzen hier.«

Janosch nickte knapp, warf seinen Kollegen einen Seitenblick zu und deutete dabei mit zwei Fingern zum Eingang. Die beiden Männer, die dort postiert waren, nickten ebenfalls und öffneten ein hüfthohes Gitter. Auf Zehenspitzen hauchte Anna Janus einen angedeuteten Kuss auf die Wange und verschwand dann im inneren des riesigen Gebäudes, das trotzig in den düsteren Himmel ragte.

* * *

Im Rhythmus der stoischen Beats verflog die Zeit. Anna befand sich mitten auf der Tanzfläche, umgeben von schwitzenden Leibern, die im Takt der Stroboskopblitze zuckten. Das war nicht immer unbedingt der schönste Anblick, denn viele der Männer und auch einige Frauen tanzten mit freiem Oberkörper, auch wenn sie eigentlich nicht die Figur dazu hatten. Einige hatten nicht einmal genug

Rhythmusgefühl, um das simple Stampfen im Vier-Viertel-Takt mit passenden Bewegungen zu begleiten. Einige wenige Gäste stachen dabei besonders ins Auge – unfreiwillig, weil sie durch Amputationen, Fehlbildungen oder Narben entstellt waren, oder zu Anhängern der Körperkunst gehörten, so dass sie Gesichtstattoos, extreme Piercings oder sogar gespaltene Zungen zur Schau stellten.

Diese Körper froren mit jedem Aufblitzen der Lichtanlage in der Dunkelheit des Clubs kurz ein, synchron zu den schweren Bassschlägen entstand so ein Stakkato aus Eindrücken, die die optische Wahrnehmung dem alles einnehmenden Rhythmus unterordnete. Denn die Musik war hier der große Gleichmacher, alle waren im Tanz vereint und hatten das Gefühl, ihre Herzen schlugen im Takt – egal, wie sie aussahen, was sie in der Welt da draußen für ein Leben führten und was sie für Probleme hatten.

Und genau deswegen war Anna hier – sie ließ die Wellen aus Bässen, die so laut waren, dass sie ihre Eingeweide zum Kribbeln brachten und die krachenden Hi-Hats, die ihn ihr Trommelfell schnitten, über sich hinwegwaschen und sich forttragen. Mit geschlossenen Augen wiegte sie sich auf der Tanzfläche. Die Tänzer um sich herum musste sie nicht anschauen, sie spürte sie. Wie ein Schwarm Insekten wurden sie von einem großen, unsichtbaren Taktgeber gesteuert und jeder machte das, was die Musik ihm oder ihr vorgab. Sie füllte die Tänzer aus

und ließ keinen Raum für Zweifel, negative Gedanken oder gar Ängste. Im tosenden Strom der Beats konnte Anna ihr Unterbewusstsein mühelos stummschalten und ließ sich davontreiben.

* * *

Einige Stunden später wurde Anna unsanft aus ihrer Trance gerissen. Etwas zerrte an ihrem Unterarm. Als sie die Augen öffnete, wurde sie zunächst von den gleichzeitig aufblitzenden Stroboskoplampen geblendet und sah in den darauffolgenden Millisekunden der absoluten Dunkelheit erst einmal gar nichts. Langsam fokussierte sie ihre Sinne, und als wieder etwas an ihrem Arm zog, war sie zunächst verwundert, da niemand direkt vor ihr stand. Die Richtung des Ziehens ließ sie schließlich nach unten schauen, wo ein kleiner Mann vor ihr stand. Er war nicht wirklich kleinwüchsig, doch dass Anna ihn mit ihren 1,70 Metern Körpergröße um mindestens einen Kopf überragte, war schon außergewöhnlich. Anna glaube, den Kerl schon öfter hier gesehen zu haben. Er wirkte aus ihrer Perspektive relativ alt, doch hätte sie nicht sagen können, ob er jetzt Mitte dreißig oder gar Mitte vierzig sein konnte. Mit ihren fünfundzwanzig Jahren war ihr eigentlich jeder Suspekt, der Falten hatte. Denn in diese Kategorie gehörten eigentlich alle Autoritätspersonen, die ihr das Leben bisher zur Hölle gemacht hatten: Erzieher,

Lehrer, Kinderpsychologen und gestellte Therapeuten, die verschiedenen gesetzlichen Vormunde, die sie von einem zum anderen gereicht hatten, weil sie ja so »schwierig« war, später dann Richter, Polizisten und Mitarbeiter des Arbeitsamtes.

Der kleine Mann wollte aber etwas anderes von ihr – mit quakender Stimme sagte er etwas in ihre Richtung. Anna wollte gar nicht verstehen, was er gesagt hatte, obwohl sie genau wusste, worum es ging. Doch sie fühlte sich immer noch wie jemand, der gerade aus einem schönen Traum gerissen worden war, weil es Zeit für die Schule war. Mit bösem Blick beugte sie sich hinunter, um dem Fremden seine körperliche Unterlegenheit spüren zu lassen.

»Hast du was für mich?«, wiederholte der Kleine nun etwas lauter seine Forderung. Natürlich wollte er Drogen von Anna, denn dafür war sie hier bekannt, doch ein Blick in seine Augen verriet ihr, dass er eigentlich schon genug hatte.

»Ich hab heute frei!«, bellte Anna und ohne ihn eines weiteren Blickes zu würdigen, begann sie sich durch die Masse der Tänzer zu schieben, um die nächstgelegene Bar zu erreichen.

Schon von weitem sah sie die Menschentraube an der Stirnseite, es war einfach grauenhaft, wie voll es in der sogenannten Hauptzeit Freitags und Samstags Nachts war. Sie wusste aber, dass sie auch anders bedient werden würde und setzte sich auf den einzigen freien Barhocker am

Rand. Sie hatte kaum ihren Hintern in die bequemste Sitzposition geschoben, als etwas gegen ihr Knie lief. Schon wieder dieser kleine Mann.

»Ich bin übrigens Enrico«, sagte er mit erwartungsvollen Augen und streckte ihr seine Hand hin. Eine Geste, die ihrer Meinung nach hier nichts zu suchen hatte, doch manchmal wurde man solche Kerle am schnellsten los, indem man einfach mitspielte.

»Anna«, sagte sie und schlug lustlos ein.

»Ich weiß«, sagte der Kleine stolz, doch sein freudiger Gesichtsausdruck wich schnell einer ratlosen Unsicherheit, als er merkte, dass es nun an ihm war, das Gespräch am Laufen zu halten.

»Sonst hast du doch immer was dabei«, versuchte er sich zu rechtfertigen.

»Wie gesagt, ich habe heute frei«, sagte Anna knapp und verdrehte die Augen. Dieses Gespräch würde vermutlich doch anstrengend werden. Im Kopf ihres Gegenübers begann es wieder zu rattern und Anna war froh, als von der anderen Seite der Bar eine Frau an sie herantrat. Sie hatte recht kurzes Haar, asymmetrisch geschnitten mit einigen hineinrasierten Kanten, und ihr Oberkörper war auffallend muskulös. Sie stellte ein eiskaltes Bier auf den Tresen und zwinkerte Anna zu. »Ich schreib' es auf deinen Deckel«, sagte sie laut über den Klang der Beats und zwinkerte Anna zu, was diese mit einem herzerwärmend breiten Lächeln beantwortete.

»Öhm«, meldete sich der Kleine und erinnerte Anna daran, dass sie noch ein Problem hatte, das sie lösen musste, bevor sie dieses herrliche Getränk ungestört genießen konnte, dessen grünes Gefäß vor Kondenswasser nur so perlte. Sie setzte die Flasche zum Trinken an und zwang sich, höflich zu bleiben. Als Mann mit nur einem Meter fünfzig Körpergröße hatte Enrico sicher kein ganz so einfaches Leben, das war ihr klar – vor allem trug er seine Bürde für jeden allzeit sichtbar nach Außen zur Schau, während ihre eigenen Wunden nur in ihrem Inneren lagen. Sie hatte auch wirklich gar kein Problem mit Menschen, die anders waren, auf welche Art auch immer. Doch wenn ihr jemand auf die Nerven ging oder unhöflich war, nahm sie sich auch das Recht heraus, diese Person ebenso vorurteilsfrei abzuservieren, wie jede andere. Und sie hatte schon ein recht deutliches Gefühl, in welche Richtung dieses Gespräch gehen würde.

Sie hatte nur nicht gedacht, dass es sich dem kritischen Punkt so schnell näherte.

»Weiß du, nur weil ich klein bin, habe ich noch lange keinen kleinen Schwanz! Ganz im Gegenteil!«

Andere Frauen oder auch Männer hätten sich in diesem Moment vielleicht an ihrem Bier verschluckt. Doch Anna trank einfach weiter, auch wenn der Fluss des köstlich-kalten Getränks in ihren Mund für einen Sekundenbruchteil unterbrochen schien, wie auch sämtliche anderen Parameter von Zeit und Raum.

Äußerlich ließ sie sich jedoch nichts anmerken und ließ noch einen Augenblick vergehen, bevor sie die Flasche absetzte und schluckte.

»Sorry, kein Interesse«, sagte sie, ohne Enrico anzuschauen.

»Hey, nur weil ich klein bin, musst du mich nicht behandeln, wie den letzten Dreck!«

Anna wandte sich ihm zu und durchbohrte ihn mit einem tödlichen Blick. »Ich behandle dich wie jeden Mann, egal ob groß oder klein, der mir aus heiterem Himmel seinen Pimmel zeigen will!«, wies sie ihn zurecht.

Damit hatte sie Enrico auch durch den ihn umgebenden Schleier aus Aufputzmitteln erreicht. Sein erregter Gesichtsausdruck wich einer peinlich berührten Konsterniertheit. »Tut mir leid«, sagte er schließlich und suchte dann nach weiteren Worten. Das könnte noch anstrengend werden, dachte Anna sich und schaute sich unauffällig um – ihre Rettung war nicht weit entfernt.

»Ein andermal«, sagte sie Charmant, stand auf und legte ihren Arm um einen muskulösen jungen Mann, der gerade im Begriff war, sich in das Getümmel an der Stirnseite der Bar zu werfen. »Ich bin heute mit meinem Freund da«, grinste sie verführerisch. Sie kannte den Kerl sogar, er hieß David und sie hatte schon einige Geschäfte mit ihm gemacht und darüber hinaus deutlich interessantere, wenn auch kurze Gespräche mit ihm geführt. Er blieb

stehen, grinste sie kurz überrascht an und stieg dann in das Spiel ein, indem er seinen Arm um Annas Hüfte legte und Enrico triumphierend ansah. Dem entglitten nun vollends die Gesichtszüge. »Okay, sorry, ich hab nichts gesagt, ja? Schönen Abend euch!«

Ohne sich noch einmal umzudrehen verschwand Enrico im Getümmel, Anna sah ihm noch für einen Augenblick hinterher. Dann spürte sie Davids Hand an ihrer Seite, sie schmiegte sich perfekt an ihre Taille, sein Arm umschloss sie, ohne ihr das Gefühl zu geben, sie einzuengen – im Gegenteil, sie fühlte sich sogar geborgen. Vielleicht war der Club heute nicht der richtige Weg, um ihrer merkwürdigen Paranoia zu entkommen. Vielleicht brauchte sie heute Nacht etwas anderes, und sie hatte David schon lange genug auf der Tanzfläche beobachtet, um sicher zu sein, dass er ein gutes Körpergefühl hatte und etwas von Takt und Rhythmus verstand. Sie ließ sich nach hinten kippen und lehnte sich spielerisch in seine Umarmung, wobei sie ihre rechte Hand auf seinen Nacken legte und ihm tief in die Augen schaute. Sofort spürte sie bei diesem Blick ein Kribbeln, das durch ihren ganzen Körper lief und sie wusste, dass er wusste, dass sie nun die Nacht gemeinsam verbringen würden.

2.

Die ersten Strahlen eines neuen Morgens krochen

durch schmale Schlitzte an den Fenstern eines heruntergekommenen Treppenhauses. Sie waren mit Pappen abgeklebt; außen war das Haus von einem Gerüst umschlossen, da die Fassade gerade renoviert wurde. Innen fing der Staub im Zwielficht an zu tanzen, als Anna auf Zehenspitzen aus einer Wohnungstür im vierten Stock geschlichen kam. Lautlos zog sie die Tür zu und warf einen letzten Blick auf das Klingelschild: »D. Kämper«.

»Danke, David«, hauchte Anna in Gedanken und grinste in sich hinein. Sie hatte den jungen Mann genau richtig eingeschätzt, er war ein herzensguter Mensch, und das war ihr das Wichtigste – nicht nur im Alltag, sondern gerade bei Intimität. Für sie war es ein reines Vorurteil, wenn Leute One-Night-Stands für anstößig hielten. In Wahrheit hatte es nichts zu bedeuten, wie oft man mit jemandem schlief – wenn irgendwas an so einer Zusammenkunft schmutzig, billig oder beliebig war, dann hatte das einzig und allein mit den Beteiligten zu tun. Doch David konnte sich in dieser Hinsicht nichts vorwerfen lassen. Er war vielleicht doch nicht ganz so souverän und geschickt gewesen, wie sie angenommen hatte, doch im Nachhinein fand sie, das machte ihn sogar noch sympathischer. Die Hauptsache war, dass er sich ganz und gar auf sie eingelassen hatte, dass er sie mit allen Sinnen wahrgenommen hatte und sich komplett in diese Zweisamkeit hatte fallen lassen, statt verkrampft irgendwelche Filme im Kopf laufen zu

lassen und ein vermeintliches Pflichtprogramm abzuspuhlen.

In diesem Moment hatte Anna das Erdgeschoss erreicht und öffnete die Haustür. Das grelle Licht der Morgensonne traf sie relativ unvorbereitet, der Kontrast zur Schummrigkeit im Treppenhaus war immens. Sofort musste Anna niesen. Ihr hatte mal jemand erklärt, dass das daran lag, dass ein Sehnerv an der Nase vorbeilief, der bei besonders starker Stimulierung durch Licht den gleichen Effekt hatte wie ein Fremdkörper im Nasenkanal. Wie genau das nun funktionierte, war Anna aber eigentlich auch egal, auf jeden Fall hatte dieser Nieser etwas sehr erfrischendes und im Zusammenhang mit dem frühen Morgen und den Erinnerungen an die vergangene Nacht überkam sie eine Welle von positiven Gefühlen, sie fühlte sich regelrecht elektrisiert.

Mit langen Schritten machte sie sich auf den Weg nach Hause. Es waren vielleicht drei Kilometer, das bedeutete für sie dreißig Minuten Spaziergehen. Sie lief sehr gerne, man konnte sagen, dass ihre Füße in der Stadt ihr Hauptverkehrsmittel waren. Die öffentlichen Verkehrsmittel fand sie für einzelne Fahrten zu teuer, für eine Monatskarte fuhr sie bei weitem zu selten. Die lohnten sich wirklich nur für Berufstätige, die jeden Tag zu Arbeit fahren – nicht für Drogendealer, die nur zwei Tage in der Woche ihrem Geschäft

nachgingen, dachte sie grinsend. Fahrräder waren ihr schon zu oft geklaut worden und einen Führerschein konnte sie sich leider auch nicht leisten. Sie hielt auch nicht allzuviel von Autos, oder besser gesagt, vom Autoverkehr in der Stadt. Doch das Gefühl, jederzeit abhauen zu können, das würde ihr wirklich gefallen und sie hatte sogar das Vermutung, ein Führerschein könnte einige der Beklemmungsgefühle, die sie von Zeit zu Zeit überkamen, durchaus lindern. Doch auch das Laufen erfüllte diesen Zweck; erst neulich hatte sie wieder gelesen, dass Ausdauersport gegen Depressionen half. Und in diese Kategorie fiel eine dreißigminütige Stadtwanderung auf jeden Fall. Genauso wie Sex, dachte sie, und musste schon wieder unwillkürlich lächeln. Das war wirklich eine sehr erfolgreiche Nacht gewesen, schließlich war sie aus dem Haus gegangen, um auf andere Gedanken zu kommen und dieses komische Gefühl loszuwerden, das sie die ganze Woche beschlichen hatte. Als würde sie beobachtet werden, als würde irgendeine dunkle Macht ihre Fühler nach ihr ausstrecken und sich in Position bringen, um sie in die Enge zu treiben und ihr ihre Freiheit zu nehmen.

Sie hatte leider keine Ahnung, wie richtig sie damit lag.

* * *

Als Anna das Haus erreichte, in dem sie wohnte,

kreisten ihre Gedanken immer noch um David. Sie war ein absoluter Einzelgänger und schätzte ihre Freiheit. Es war existenziell wichtig für sie, tun und lassen zu können, was sie wollte, und jede Art von Bindung hatte bei ihr bisher früher oder später zu Unsicherheit und sogar Panik geführt. Je mehr ihr eine Person ans Herz wuchs, um so quälender wurde der Gedanke, diese Nähe wieder zu verlieren. Vor allem unerträglich war dabei die Vorstellung, verlassen zu werden, oder im schlimmsten Falle sogar hintergangen, betrogen, verraten zu werden. Das hatte sie ihrer Mutter zu verdanken, und statt sich weiter herbeizuträumen, wie es mit David vielleicht weiter gehen und anders werden könnte, wurde die Welt um sie herum bei diesem Gedanken schlagartig düsterer. Noch schlimmer wurde dieses Gefühl, als sie das gleißende Sonnenlicht verließ und in den Hausflur trat. Über ihr knarrte eine Diele und sie hielt kurz inne, um nach oben zu schauen, das knorrige Treppengeländer hinauf. Es war nichts zu sehen oder zu hören. Doch plötzlich nahm sie eine Bewegung im Augenwinkel wahr und wirbelte herum. Am Ende des Flures war doch gerade ein Schatten durch das Sonnenlicht gehuscht, das durch die geöffnete Tür zum Hof hineinfiel.

»Hallo?«, rief Anna halblaut und kam sich sofort irgendwie lächerlich vor. Selbst wenn jemand im Treppenhaus oder im Hof war, was sollte schon sein? Im schlimmsten Fall wären es Einbrecher, und

die wollten sowieso nichts von ihr – selbst, wenn sie in ihrer Wohnung wären. Denn Anna führte einen absolut minimalistischen Haushalt, in ihrer Küche hatte sie zum Beispiel nur einen Teller, eine Tasse, ein Glas und so weiter. Nachdem sie die Sachen benutzt hatte, spülte sie sie einfach kurz ab, und Besuch hatte sie keinen. Wenn man sich mit jemandem auf einen Kaffee oder ein Bier treffen wollte, gab es schließlich Cafés und Restaurants – und natürlich den Club. Ähnlich spartanisch sah es in ihrem Kleiderschrank aus: sie hatte vor ein paar Jahren eine für sie ideal passende Zusammenstellung von Basics gefunden und bestellte sich nun die immer gleichen Hemden, Hosen, Socken und bequeme Unterwäsche im Vorratspack. Das Einzige, wo sie mehr Variation zuließ, waren ihre Turnschuhe, die auch gleichzeitig die Farbtupfer ihrer Kleidung darstellten und dadurch als so etwas wie ein Accessoire durchgingen, denn mit den Schuhen trug sie ihre jeweilige Stimmung nach außen. Nicht, dass das jemand bemerken würde, auch wenn einige ihrer Treter wirklich sehr bunt und mitunter wirklich teuer waren. An den meisten Tagen war ihre Stimmung jedoch gedämpft, und so hatte sie auch an diesem Tag ganz einfache, schwarze Gymnastikschuhe an. Und die würde gleich jemand ins Gesicht bekommen, sollte tatsächlich ein Einbrecher so frech sein, sich an ihrem Schuhschrank vergreifen zu wollen.

Das innerliche Grinsen verging Anna jedoch

sofort, als sie den vorletzten Treppenabsatz erreichte und ihr Blick nach oben zu ihrer Wohnungstür wanderte. Der Anblick war so grotesk, dass sie erst fast prusten wollte vor Lachen, doch die Blicke der beiden Männer, die sich ihr langsam zuwandten, ließen ihr stattdessen das Herz in die Hose rutschen. Für einen Moment verlor sie komplett die Fassung und fror einfach ein. Die Fremden schienen schwer und laut zu Atmen, doch das lag daran, dass ihre Gesichter hinter durchsichtigen Plastikscheiben steckten – während der Rest ihrer Körper von weißen Gummianzügen umhüllt war. Sie sahen aus wie Statisten in einem schlechten Science-Fiction-Film oder Forscher aus einer Ebola-Dokumentation.

Langsam sammelten sich Annas Gedanken. Das konnte nur ein Scherz sein, vermutlich waren sie Teil einer Junggesellentruppe und wollten zu einem der Männer aus einer der Wohngemeinschaften im Haus. Doch die Männer wirkten angespannt und hielten ihre Blicke fest auf sie gerichtet. Schließlich sagte einer von ihnen etwas: »Frau Petersen? Anna Petersen?«

Scheiße. Was hatte das zu bedeuten? Was konnten diese Kerle von ihr wollen? Drogenfahndung? Hatte jemand einen Tipp abgegeben und von ihrem Versteck unter den Dielen berichtet? Doch wer sollte das sein – außer ihr wusste keiner Bescheid. Und was sollten diese Anzüge? Eine weitere Sekunde verstrich, in der keiner der

Beteiligten zu wissen schien, was zu tun war. Doch dann führte einer der Männer seinen Zeigefinger an den Hals und schien einen dort verborgenen Mechanismus zu betätigen.

»Achtung, sie ist hier im Treppenhaus. Anscheinend war sie gar nicht zuhause.«

Jetzt reichte es Anna. Sie riss sich los, drehte auf dem Absatz herum und stürzte sich die Treppen hinunter. Sofort hörte sie die schweren Schritte der Männer, die ihr folgten. Sie überlegte kurz, quer über den Handlauf zu hechten, entschied sich aber dagegen. Denn wenn sie sich jetzt den Fuß verknacksen würde, wäre sie auf jeden Fall erledigt. Sie erreichte den letzten Treppenabsatz, der nur halbe Höhe hatte, und sprang ihn einfach komplett hinunter. Sie hatte soviel Schwung drauf, dass sie fast gegen die Wand geklatscht wäre, schaffte es aber gerade noch so, sich dort abzustößen und herumzuwirbeln, woraufhin sie direkt auf die Haustür zulief. Doch zu ihrem Entsetzen wurden in diesem Moment beide Flügel aufgestoßen und vier Polizisten in schwarzen Kampfanzügen stürmten ihr entgegen. Anna japste nach Luft. Wenn sie vor einer Sache in ihrem Leben wirklich Angst hatte, waren das Autoritätspersonen, und Polizisten standen auf dieser Liste ganz oben. Wie oft war sie erwischt worden, nachdem sie aus dem Heim weggelaufen war... und nie hatten die Polizisten ihr zugehört oder sich dafür interessiert, wenn sie ihnen vorgeweint hatte, wieviel

Prügel sie bekommen würde, wenn sie sie einfach wieder dort ablieferten.

Der Gedanke daran ließ Annas Knie so weich werden, dass sie in vollem Lauf zusammensackte und auf den Hintern fiel, während die Polizisten weiter auf sie zustürzten. »Du bist kein kleines Mädchen mehr!«, schrie sie in sich hinein und nahm alle ihre Kraft zusammen. Als der erste Beamte sie schon so gut wie erreicht hatte, drehte sie sich blitzschnell auf den Bauch, stützte sich auf die Hände und trat dann wie ein Muli nach hinten. Sie erwischte den Mann genau an seinen Schienbeinen und auch die Protektoren, die er trug, konnten nicht verhindern, dass er das Gleichgewicht verlor und nach vorne kippte. Als er sich auf dem Boden abrollte, war Anna schon wieder auf den Beinen. Sie konnte sich auf ihrem Weg zur Hoftür nicht verkneifen, einen kurzen Blick nach hinten zu werfen und sah, dass zwei weitere Männer über ihren gefallenen Kollegen stolperten. Innerlich frohlockte sie, denn nun musste sie es nur noch über die Mauer auf das Nachbargrundstück schaffen und hätte dann erst einmal einen Vorsprung. Doch sie kam gar nicht mehr dazu, zu überlegen, was dann ihre nächsten Schritte wären, denn kaum, dass sie in die Morgensonne eingetaucht war, bekam sie einen Handkantenschlag auf den Kehlkopf. Die gesamte Luft wich ihr auf dem Körper und sie sah kurz Sterne, als die beiden Männer sich auf sie stürzten und sie festhielten. Auch die anderen Polizisten umringten sie

nun, doch sie mobilisierte ihre letzten Kraftreserven – und diese waren beträchtlich. Sie schaffte es, eine Hand freizubekommen und ein paar schallende Backpfeifen zu verteilen, doch im Gegenzug brachten die Beamten sie zu Boden und stemmten sich mit ihrem ganzen Gewicht auf sie. Immer noch zappelte Anna und trat um sich, doch ihre Augen weiteten sich, als sie die beiden komischen Raumanzüge näher kommen sah. Einer von ihnen hatte ein brutal aussehendes Gerät in der Hand, das aussah wie eine Mischung aus einem industriellen Tacker, einem klaren Behälter mit einer blauen Flüssigkeit, und einer gefährlich wirkenden, kurzen Spritzennadel.

»Nein! Hilfe!«, kreischte Anna in ohrenbetäubender Lautstärke und sofort hatte sie den schwarzen Handschuh von einem der Polizisten im Gesicht. Der Mann mit der grotesken Spritze, die aussah, als wäre sie mit Putzmittel gefüllt, kam immer näher, und Anna biss mit voller Kraft in den Handschuh. Obwohl dieser mit Schutzplatten besetzt war, schien ihr Angriff Wirkung zu zeigen. »Oh Gott, sie hat mich gebissen!«, schrie der Beamte und torkelte wie benommen von dannen. »Schnauze, du Muschi!«, rief einer seiner Kollegen und Anna spürte, wie sich zwei Paar Hände um ihren Kopf legten. Die beiden dazugehörigen Männer mussten eine unglaubliche Kraft haben, denn Anna fühlte sich wie in einem Schraubstock. Sie brachte ihre letzten Energiereserven auf, aber es war zwecklos. Die

Hünen drehten ihr Gesicht beiseite, so dass ihr Hals frei lag, und sie das chromblitzende Folterinstrument, das sich ihr näherte, aus nächster Nähe ankommen sah. »Ganz ruhig!«, bellte der Mann hinter seinem Plastikvisier und Anna fragte sich, ob er damit sie oder die Polizisten meinte. Sie spürte, wie sich die Nadel in ihr Fleisch bohrte und dann die Vibration, als das Gerät vom Druck der herausschießenden Flüssigkeit durchgeschüttelt wurde. Sie fühlte sich wie beim Dosenstechen – wie ein Peitschenhieb breitete sich ein Taubheitsgefühl in ihr aus und sie spürte noch, wie ihre Muskeln sämtliche Funktionen aufgaben. Irgendwie war dieses Gefühl merkwürdig befreiend, doch bevor sie überlegen konnte, ob sie das jetzt gut oder schlecht finden sollte, wurde alles um sie herum schwarz. Einen Sekundenbruchteil später hatte sie das Bewusstsein verloren.

3.

Das Ticken der Uhr machte Anna beinahe wahnsinnig. Die Zeiger, oder vielleicht eher die Leute, die diese Uhr dort aufgehängt hatten, verhöhnten sie. Sie saß hier ohne jegliches Zeitgefühl, hatte keine Ahnung, wo sie war, und da der Raum nicht einmal ein Fenster hatte, konnte sie nicht einmal sagen, ob es nun zwölf Uhr dreißig am Morgen oder mitten in der Nacht war.

Orientierungslos hing sie auf einem der identisch aussehenden Stühle in diesem Raum, der etwas von dem Wartezimmer in einer Arztpraxis hatte. Die Wände wirkten modern, glatt verputzt, auf Hüfthöhe lief ein etwa vierzig Zentimeter hoher Streifen aus hellblau lackierten Holzpaneelen durch den Raum, der dem Ganzen dieses medizinische Aussehen verlieh. Auf dem Tisch lagen außerdem einige Illustrierte, die Anna jedoch nicht anrührte. Genau wie Fernsehen waren solche Klatschblätter ihrer Meinung nach Gift fürs Gehirn. Und das war übrigens ein gutes Stichwort, denn obwohl sie vor Wut hätte explodieren können, stimmte mit diesem Gefühl irgendetwas nicht. Anna hasste kaum etwas mehr, als wenn man ihre Freiheit beschnitt, das hatte schon in ihrer Kindheit zu Tobsuchtsanfällen geführt und sie vermutete, dass Wut die stärkste Emotion in ihrem Leben war. Zum Glück trat sie zwar deutlich seltener auf, als Traurigkeit, die in einer unbewussten Form so etwas wie ihr täglicher Begleiter war, doch wenn sie wütend wurde, dann überstieg die Intensität dieses Gefühls alles andere um ein tausendfaches. Nur jetzt nicht. Und das lag garantiert an diesem Betäubungsmittel, das sie ihr gegeben hatten. Sie rieb sich den Hals, in den sie die Injektion bekommen hatte – die Stelle schmerzte, als hätte sie einen Wespenstich abbekommen und auch an ihrem Unterarm spürte sie eine schmerzende Stelle, an der sich bei genauem Hinsehen ein kleiner blauer Fleck

und etwas Schorf befand. Kam das von der Rangelei oder hatte man ihr auch noch Blut abgenommen? Abgesehen von diesen punktuellen Schmerzen fühlte sie sich aber wie in Watte gepackt, und das sonst so kraftvolle Toben, das durch ihre Venen pulsierte, wenn jemand ihr Unrecht antat, war irgendwie viel weiter weg als sonst, abgeschwächt und irgendwie unecht.

Ihr war also nicht nur ihre Freiheit genommen worden sondern ein Stück weit auch ihre Fähigkeit, sich darüber aufzuregen. Das konnte sie sich nicht bieten lassen. Zum wiederholten Male sprang sie auf und rüttelte an der Türklinke, doch natürlich war immer noch abgeschlossen. Wütend betrachtete sie die polierte Metallplatte, aus der die Klinke herausragte. Dort war eine LED eingelassen, die rot leuchtete – Ziemlicher High-Tech für ein Wartezimmer. Offensichtlich befand sie sich doch eher in eine Institution, in der man nicht einfach frei ein- und ausgehen konnte.

Anna hämmerte gegen die Tür und hätte gerne angefangen, herumzuschreien, doch dann verließ sie plötzlich die Lust. Es war doch sowieso Energieverschwendung. Kraftlos schlurfte sie zurück zu einem der Stühle und ließ sich darauf fallen. Was für eine Scheiße, jetzt war sie schon so zgedröhnt, dass sie sogar zu faul war, sich zu wehren. Das Zeug, das sie ihr gegeben hatten, musste echt gut sein. Wahrscheinlich hatten sie ihr abgesehen von diesem

fiesen, blauen Betäubungsmittel sogar noch ein paar Antidepressiva verabreicht. Irgendwie ironisch, dass man sie wegen Drogenhandels hops nahm und sie dann gleich selbst mit Medikamenten ruhig stellte. Doch das gesamte Vorgehen hatte wirklich kaum etwas mit dem zu tun, was Anna bei ihren bisherigen Zusammenstößen mit der Staatsmacht erlebt hatte.

Plötzlich hörte sie ein Piepen an der Tür und das charakteristische Zurückschnappen eines Riegels. Sie wirbelte herum. Ein Kerl in einem weißen Arztkittel kam herein. Er war vielleicht Anfang vierzig, hatte kurzes, schwarzes Haar und eine Stirnglatze. Als Anna aufsprang, wurde ihr deutlich, dass er ein ganzes Stück größer als sie war, insgesamt bestimmt über einen Meter achtzig, und durch seine Körperfülle erschien er noch massiver. Die Gesichtshaut wirkte aufgebläht und teigig und die dicken, schwarzen Ränder seiner Brille ließen seine Augen in Verbindung mit den starken Gläsern sehr klein wirken. Insgesamt erinnerte er Anna an ein riesiges Mastschwein. Und im Schlepptau hatte er auch noch einen Bullen – einen schwarz gekleideten Polizeibeamten in martialischer Einsatzmontur. Obwohl Annas Erinnerungen sehr verschwommen waren, war sie sich ziemlich sicher, dass der Kerl einer von denen war, die ihr aufgelauert hatten. Seine Miene wirkte versteinert und er versuchte, sich im Hintergrund zu halten und keinen Blickkontakt mit Anna herzustellen, obwohl sie ihn anstarrte. Was ihr

Blut noch weiter in Wallung brachte und ihre Wut fast eher in eine diffuse Angst kippen ließ, war die Tatsache, dass vor seiner Brust eine Maschinenpistole hing. Das war definitiv nicht normal, und nun fiel Anna auch auf, dass er keinerlei Markierungen auf seiner schwarzen Kampfuniform trug – das Wort »POLIZEI« war nirgends zu sehen. In ihrem Kopf ratterte es, doch auch, wenn sie keine konkreten Bilder dazu heraufbeschwören konnte, überkam sie nun die Vermutung, dass dies auch bei den anderen an ihrer »Verhaftung« beteiligten Männern der Fall gewesen sein könnte. Wer oder was zur Hölle waren diese Typen dann?

Der Mann in Weiß riss Anna aus ihren Überlegungen: »Frau Petersen, mein Name ist Doktor Beckmann. Bitte entschuldigen Sie das ganze Trara hier, wir sind im Moment etwas überfordert mit der Gesamtsituation.«

Anna schnaubte: »Wie bitte, ›Trara‹? Das was sie hier machen, ist Freiheitsberaubung allererster Kajüte, mein Anwalt wird sie in der Luft zerreißen!«

Natürlich bluffte Anna, die Anwälte, die sie bisher vertreten hatten, waren immer gestellte Pflichtanwälte gewesen.

»Wie gesagt, wir sind ziemlich unvorbereitet in diese Situation gekommen und dann passieren Fehler, das tut mir leid.«

»Was denn für eine Situation?«, fragte Anna.

Inzwischen nagte schon wieder dieses ungute Gefühl an ihr, diese vage Paranoia und Gedanken an Untergangsszenarien, die sie schon seit Tagen begleiteten.

»Das kann ihnen mein Chef am besten erklären, Herr Professor Stein. Ich wollte Sie gerade zu ihm bringen.«

»Ich kann's kaum erwarten«, knurrte Anna zynisch, doch sie musste sich bereits Mühe geben, immer noch wütend zu wirken, um ihre wachsende Verschüchterung nicht durchblitzen zu lassen.

Doktor Beckmann ging voran und Anna folgte ihm durch einige langgestreckte Flure, während der bedrohlich wirkende und bisher stumm gebliebene Sicherheitsmann ihnen hinterher marschierte. Der schmale Gang öffnete sich, als sie an eine Kreuzung kamen und ein deutlich ausladenderes Geflecht aus Fluren, etwas größeren Lobbys und verglasten Treppenhäusern erreichten. Auch hier waren überall die blauen Leisten an den Wänden, über diesen gab es außerdem hölzerne Handläufe, was Anna endgültig die Bestätigung gab, sich in einem Krankenhaus zu befinden. Sie wusste allerdings nicht, wo in Berlin das sein sollte – sie hatte bereits so einige medizinische Notfälle hinter sich, meistens zum Glück nur als Begleitperson, doch diese Räumlichkeiten kamen ihr überhaupt nicht bekannt vor, es war auch viel zu wenig Betrieb für ein

Krankenhaus – trotz der ausladenden Flure war weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Zudem wirkte alles so neu, fast schon unbenutzt. Sogar der Boden war in diesem Hauptgang in der intensiven hellblauen Farbe der Seitenleisten ausgestattet, überzogen mit einem Kunstharz, der fast schon spiegelte. Die zahlreichen Türen, die ebenfalls die passende Farbe hatten, waren von dicken Rahmen aus gebürstetem Metall umgeben. Statt Schlüssellochern waren überall Lesfelder für elektronische Transponder angebracht, so wie es auch in ihrem Wartezimmer der Fall gewesen war. Für die Identifikation der Räume waren überall elektronische Displays angebracht. Endlich blieb der Doktor vor einer der Türen stehen. Auch hier war so eine hochaufgelöste Anzeige verbaut: »Professor Stein, Klinikleitung« war dort zu lesen. Anna befand sich also wirklich in irgendeiner medizinischen Einrichtung.

Doktor Beckmann hielt sein Handgelenk an das Transponderfeld – das komische Fitness-Armband, das er trug, war wohl in Wahrheit eine Art Smartwatch, die auch als Schlüssel diente. Nach einem kurzen Piepsen öffnete er die Tür und machte eine ausladende Handbewegung, um Anna hineinzubitten. Als ob sie eine Wahl hatte. Sie betrat den leeren Raum, doch der Doktor folgte ihr nicht. Ihren fragenden Blick quittierte er mit einem gepressten Gesichtsausdruck, der vielleicht ein

Lächeln darstellen sollte, dann zog er die Tür von außen zu und Anna war wieder allein.

Nachdem sie einmal tief durchgeatmet hatte, schaute Anna sich um. Außer einem Schreibtisch mit zwei Stühlen davor gab es nicht viel zu sehen, der Raum enthielt weder besondere persönliche Gegenstände, noch war er irgendwie gemütlich eingerichtet. Sie war lediglich von einem Wartezimmer ins andere gebracht worden, nur dass hier ein Schreibtisch mit einem Computermonitor stand.

Dann öffnete sich eine Seitentür und ein hoch gewachsener, hagerer Mann in weißem Kittel trat ein. Er war bestimmt Mitte sechzig, seine wenigen Haare, die überwiegend einen Kranz um Ohren und Hinterkopf bildeten, waren kurz geschnitten und hellgrau – ebenso wie seine dünnen Augenbrauen, die fast den gleichen Farbton wie seine blasse Haut hatten und dadurch fast unsichtbar wirkten. Ein herausstechendes Merkmal waren seine stahlblauen Augen, die zwar auch eher ins Graue tendieren, aber messerscharf wirkten und mit den dunklen Umrandungen der Pupillen nichts von einer altersbedingten Trübung der Hornhaut erkennen ließen. Mit strengem Blick musterte er sie für eine Sekunde, nachdem er die Tür hinter sich geschlossen hatte, dann streckte er seine Hand aus.

»Guten Tag, Frau Petersen, ich bin Professor Stein.«

Statt einzuschlagen verschränkte demonstrativ die Arme über der Brust, doch ihr Gegenüber schien das kein Bisschen aus dem Takt zu bringen. Mit einer schwungvollen Bewegung ließ er seine verschmähte Hand zu einem der Stühle schwenken und münzte seine Geste damit zu einer Aufforderung um, sich zu setzen: »Bitte, nehmen Sie doch Platz.«

»Ich habe schon lange genug gesessen«, gab Anna giftig zurück. »Was soll die ganze Scheiße hier überhaupt?«, fügte sie hinzu. Der Professor drehte einen der Stühle in Annas Richtung und stellte sich hinter ihn.

»Bitte, beruhigen Sie sich erst einmal und setzen Sie ...«

Anna unterbrach ihn und fuhr laut dazwischen: »Ich bin ruhig, ich stehe nur nicht besonders auf Freiheitsberaubung! Ich habe ihrem Lakaien schon gesagt, sobald ich hier ein Telefon in die Hand bekomme, rufe ich meinen Anwalt an!«

Professor Stein lehnte sich etwas konsterniert auf die Stuhllehne und atmete einmal tief durch, dann hob er den Kopf und sah Anna eindringlich an.

»Frau Petersen, Sie befinden sich in einer ernstesten Situation. Es geht um ihren letzten Aids-Test!«

Anna hatte das Gefühl, ihr würde der Boden unter den Füßen weggezogen werden. Für ihre tiefsitzenden Ängste gab es einige Auslöser, die so

gut wie immer spontane Wirkung zeigten, und dazu gehörten Uniformen ebenso wie die typischen Buhmänner aus ihrer Kindheit: Atomwaffen, Terroristen und schlimme Krankheiten wie Krebs und Aids. Sie spürte, wie ihre Kopfhaut heiß wurde, als sie daran dachte, wie sie sich Blut abnehmen lassen hatte, nachdem bei einem ihrer One-Night-Stands das Kondom aufgeplatzt war, was sie und ihr Liebhaber erst später bemerkt hatten. Wobei sie ihm schon damals unterstellt hatte, dass er es vielleicht gar nicht bemerken wollte, es im Endeffekt aber als typisch unverantwortliches Männergehabe abgetan. Doch nun schien es so, als könnte die ganze Sache doch weitaus schlimmer sein.

Anna bekam am ganzen Körper Gänsehaut. Musste sie jetzt sterben? Einer ihrer Therapeuten hatte ihr erklären wollen, dass alle ihre Ängste, die sich um Zurückweisung und Einengung drehten, nichts anderes waren, als eine weitergespinnene Angst vor dem Tod. Eine archaische Programmierung, die ungefähr besagte, dass ein Ausstoß aus der Gesellschaft – oder noch schlimmer, ein Einsperren in jedweder Form – in letzter Instanz dazu führen würde, dass man verhungert und stirbt. Doch diese Argumentation hatte ihr schon damals nichts gegeben und auch jetzt half ihr die Erinnerung daran nicht. Unter Professor Steins aufmerksamen Blick bemerkte Anna, wie ihre Knie weich wurden. Er schob den Stuhl noch ein Stückchen auf sie zu und diesmal setzte sie

sich wirklich.

Während der Professor um den Tisch herum ging und Platz nahm, sah Anna bereits schwarze Flecken vor sich. Sie konzentrierte sich mit aller Kraft auf ihn, um nicht das Bewusstsein zu verlieren. Diese Panikattacken gingen immer irgendwann vorbei, man durfte sich nicht hineinsteigern. Und deswegen stellte sie die erste Frage, die ihr dazu einfiel: »Dagegen kann man doch aber inzwischen etwas machen, oder?«

Der Professor legte seine Unterarme auf die Tischplatte und faltete seine Hände.

»Frau Petersen, Sie haben kein HIV. Bei der Analyse Ihres Blutes ist etwas anderes aufgefallen – leider, und das muss ich Ihnen ganz ehrlich sagen, ist es etwas Unbekanntes, und wir können noch nicht sagen, ob es vielleicht sogar noch schlimmer als das HI-Virus ist.«

Anna schluckte und sah ihn mit großen Augen an.

»Kollegen in Osteuropa haben vor wenigen Wochen eine neuartige Erkrankung entdeckt, die schwere Schäden bei Menschen hervorrufen kann. Ich leite an dieser Institution nun die Forschungen für das Bundesgebiet. Das kam für uns sehr überraschend, wir waren am Anfang schlecht aufgestellt und auch die Organisation und Koordination mit den öffentlichen Stellen lässt noch vieles zu wünschen übrig. Von daher entschuldigen

Sie bitte die Umstände, unter denen Sie hierher gebracht wurden. Aber glauben Sie mir, alles was wir tun, dient dazu, Sie und die Öffentlichkeit zu schützen.«

Irgendetwas bohrte sich durch die taube Hülle, die Anna in diesem Moment zu umgeben schien. Die Worte des Professors wirkten irgendwie beruhigend, doch sein Blick schien ihr etwas Verächtliches zu haben.

»Diese Bullen, die mich angegriffen haben, das waren doch nicht mal echte Polizisten, habe ich recht?«

Der Professor hob die Augenbrauen »Es waren Einsatzkräfte der Polizei und Mitglieder unseres eigenen Sicherheitsdienstes und natürlich Experten aus unserem medizinischem Team. Wie gesagt, wir haben es hier mit einer großen Sache zu tun, da sind auch die Behörden überfordert.«

»Und deswegen verprügeln und entführen Sie unschuldige Bürger? Sie haben mich sogar unter Drogen gesetzt! Wenn das an die Öffentlichkeit geht...«

Professor Stein unterbrach Sie, indem er drohend die Hand hob. Nachdem er ihre Aufmerksamkeit erlangt hatte, polterte er los: »Anna, jetzt tun Sie mal nicht so, als wären Sie ein Unschuldslamm! Schon gar nicht, wenn es um Drogen geht! Leute wie Sie sind die wahren Schuldigen in dieser Sache, sonst würde es diese

Krankheit vermutlich gar nicht geben!«

Anna schaute ihn mit großen Augen an. Woher wusste er das über sie? Auf einen Schlag waren wieder sämtliche ihrer Angstzentren getriggert. Sie war geschlagen und dann eingesperrt worden, jetzt wurde sie psychisch unter Druck gesetzt und zu allem Überfluss sollte sie auch noch selbst an all dem Schuld sein? Die Häufung von bekannten Mustern warf sie weit zurück in ihre Kindheit und Jugend, die sie überwiegend in Heimen verbracht hatte, und sofort fühlte sie sich auch wieder genauso schutz- und wehrlos. Eine heftige Panikattacke bahnte sich an; sie fing an zu zittern und in ihren Augen sammelte sich das Wasser – aber vor diesem Arsch wollte sie auf keinen Fall anfangen, zu weinen. »Was sind Sie denn für ein mieser Stalker?«, presste Sie hervor.

»Ich bin kein ›Stalker‹, Frau Petersen, es sei denn, Sie meinen damit jemanden, der akribisch seinen Job macht. Und darüber, dass ich so jemand bin, sollten Sie froh sein – denn um es mal ganz deutlich zu sagen; davon hängt im Moment ihr Leben ab!«

Anna wollte etwas antworten, doch sie hatte einen Kloß im Hals. Professor Stein bemerkte ihre Reaktion und mäßigte seinen scharfen Ton etwas: »Wie gesagt, wir arbeiten mit offiziellen Stellen zusammen und haben nach der eindeutigen Auswertung ihrer Blutprobe sämtliche Akten über Sie bekommen, da es hier möglicherweise um eine

beginnende Pandemie geht!«

»Was... was passiert denn jetzt?«, fragte Anna leise. Was sie eigentlich wissen wollte war, was jetzt mit *ihr* passieren würde, doch sie brachte die Frage nicht so eindeutig über die Lippen. Musste sie jetzt wirklich sterben? Und wenn ja, auf welche Art? Wäre es ein langsamer Tod? Würde sie sehr leiden müssen?

Anna schaute den Professor mit großen Augen an, während er sie für einen Moment musterte. In seinem Kopf schien es zu arbeiten; er wusste genau, was Anna wissen wollte.

»Wir müssen Sie für ein paar Tage hier behalten, Anna. Vielleicht länger. Es tut mir wirklich leid, aber Sie dürfen niemandem erzählen, was genau vor sich geht. Natürlich können wir ihre nächsten Verwandten, Partner oder von mir aus auch ein paar enge Freunde informieren, wo Sie sind. Allerdings dürfen wir nichts über die medizinischen Hintergründe sagen, die Gefahr einer Massenpanik ist viel zu groß, wenn Details an die Öffentlichkeit kämen.«

»Aber... das geht doch nicht ...«, sagte Anna halblaut. Professor Stein legte die Stirn wieder in Falten, seine Anspannung schien zurückzukehren: »Natürlich geht das, wir haben eine richterliche Anordnung, wir sind sogar zu dieser Handlungsweise verpflichtet! Sie können gerne Einblick in die Dokumente nehmen, doch ich kann Ihnen versichern ...«

Anna hob ihre Handflächen und schüttelte den Kopf: »Sie haben mich falsch verstanden. Ich meine, was soll denn das für eine Krankheit sein? Und was hat das mit mir zu tun?«

Wieder musterte der Professor sie, ihre Aggression schien wie verfliegen. Stattdessen wirkte sie matt und niedergeschlagen, immer noch glänzte das Wasser in ihren Augen.

»Das kann ich Ihnen natürlich alles genau erklären, Anna ... aber vielleicht möchten Sie erst einmal ankommen? Den ersten Schreck verdauen?«

Anna schüttelte den Kopf. »Ich bin nicht zum ersten Mal in so einer Einrichtung, Herr Professor. Auch mit richterlichen Anordnungen kenne ich mich aus. Die haben mir das Leben schon zur Hölle gemacht, als ich noch klein war. Aber ... wenn ich jetzt ...«

Ihre Worte kamen wieder ins Stocken, sie wischte sich über die Augen und zog die Nase hoch. Der Professor zuckte plötzlich zusammen und fasste sich an die Kitteltasche. »Aber natürlich!«

In der Tasche wurde er nicht fündig, also öffnete er eine Schreibtischschublade und nahm eine Packung Taschentücher heraus. Er reichte Anna eines und sie schnaubte die Nase.

»Sie waren bestimmt noch nie in einer Einrichtung wie dieser, Anna. Wir sind hier wirklich gut ausgestattet und auch, wenn alles noch nicht ganz fertig ist, sind wir denke ich in der Lage, auch Gästen

einigen Komfort zu bieten.«

Inzwischen war Anna fertig und warf das Taschentuch in einen Papierkorb, der unter dem Tisch stand.

»Kommen Sie, ich bringe Sie auf ihr Zimmer und zeige ihnen einige der Räumlichkeiten auf dem Weg.«

»Ich habe ein Zimmer?«, fragte Anna etwas verwundert.

»Wie gesagt, wir sind auf Ihre Ankunft vorbereitet, wenn auch nur kurzfristig.«

Er stand auf und ging zur Tür, wo er wartete, bis Anna kraftlos aufgestanden war. Als sie den Flur betraten, fiel Anna auf, dass der grimmige Sicherheitsmann immer noch da stand – er hatte die ganze Zeit draußen gewartet. Teilnahmslos schaute der Mann auf und als der Professor loslief, folgte er den beiden in einigen Metern Abstand.

»Ist das wirklich nötig?«, fragte Anna mit einem kurz Nicken in seine Richtung.

»Leider ja«, sagte der Professor knapp. »Die Lage ist wirklich ernst.«

Wieder überkam Anna ein leichtes Schwindelgefühl. »Ja, aber ... müssen Sie mich dann nicht untersuchen oder so? Müssen Sie nicht an einem Gegenmittel arbeiten, statt entspannt mit mir zu quatschen?«

»Doch, eigentlich müsste ich das«, sagte der Professor verblüfft. »Wir sind dabei aber auf ihre

Kooperation angewiesen, Anna, und es sah zunächst nicht so aus, als ob wir diese hätten.«

Anna blieb abrupt stehen. »Entschuldigen Sie mal, ich hatte plötzlich zwei Astronauten vor der Tür, die mich abholen wollten, und dann haben mich ein paar Gorillas wie der da zu Boden getackelt!«

Sie machte eine vorwurfsvolle Geste in Richtung des Sicherheitsmannes, der daraufhin fragend eine Augenbraue hob.

»Nicht persönlich gemeint«, schob Anna schnell nach.

»Das ist übrigens Herr Reinhardt«, stellte der Professor vor.

»Pierre«, sagte der Mann und zeigte unvermittelt, dass er auch freundlichere Gesichtsausdrücke im Repertoire hatte, was Anna zu schätzen wusste. »Anna«, sagte sie nickend und gab ihm die Hand. Dann wandte sie sich wieder an den Professor: »Also, Sie haben meine volle Kooperation.«

Professor Stein wirkte etwas überrascht, wenn auch positiv überrascht. »Ja, wenn das so ist, können wir natürlich auch gleich mit den Untersuchungen anfangen. Wie gesagt, wir haben bereits eine Blutprobe von Ihnen, doch es gibt noch unzählige weitere Daten und Werte, die uns helfen könnten, der Sache auf die Spur zu kommen.«

»Worauf warten wir dann noch«, sagte Anna trocken.

»Hervorragend, dann folgen Sie mir bitte.«

Der Professor ging wieder voran und bog an der nächsten Ecke ab. Die Flure glichen sich jedoch wie ein Ei dem anderen, es dominierten kalte, weiße Flächen, die von den blauen Zierelementen unterbrochen wurden. Annas Blick fiel auf einen Krankenpfleger, der am Boden kniete und gerade dabei war, einen Rollstuhl aufzubauen. Er drehte sich langsam um, Anna schaute ihn an. In seinem blauen Kittel war er perfekt an die Umgebung angepasst, zumal seine Haut im Licht der kalten Neonröhren extrem blass wirkte. Sein Blick traf den von Anna, irgendwie schien er völlig teilnahmslos und war offensichtlich auch nicht überrascht, eine fremde Person in diesen ausgestorben wirkenden Fluren zu sehen. Am Rollstuhl schnappte etwas ein und der Mann richtete sich auf, um das Gefährt auf die nächste Kreuzung zuzuschieben.

»Gibt es hier eigentlich auch noch andere Patienten außer mir?«, fragte Anna in Richtung des Professors. »Natürlich«, antwortete der und Annas Blick wanderte nach oben. Der Pfleger war gerade in einen abzweigenden Gang abgebogen und ein dort hängendes Schild trug die Überschrift »Offene Observation«.

»Das klingt aber schon eher nach Gefängnis«, stellte Anna fest.

Der Blick des Professors fiel ebenfalls auf das Schild. »Im Gegenteil ... wir haben die Erkrankten in

ständiger Beobachtung, damit uns keine Details entgehen. Da wir gerade noch etwas Personalknappheit haben, bringen wir sie tagsüber zusammen.«

»Das will ich sehen«, sagte Anna geistesabwesend und wandte sich vom Professor ab, doch der hielt sie an der Schulter fest. »Anna, ich glaube nicht, dass Sie das sehen sollten. *Noch* nicht. Lassen Sie mich erst ...«

Doch Anna ließ ihn stehen und machte sich mit großen Schritten daran, dem Pfleger zu folgen. Nach etwa zwanzig Metern öffnete sich der Gang in einen sehr weitläufigen Raum. Eine Hälfte davon war mit dicken Glasscheiben abgetrennt, die in nackte Stahlträger gefasst waren, die vom Boden bis zur Decke reichten. Davor waren in gedämpftem Licht jede Menge Schreibtische mit dutzenden von Monitoren, Computern und medizinischen Geräten aufgebaut, die so neu aussahen, als hätte man sie gerade erst ausgepackt. Eine Handvoll Männer in weißen Kitteln arbeiteten daran, einer betrachtete digitale Röntgenbilder auf einem riesigen, an der Wand hängenden Display. Als er begann, die Bilder mit der Hand hin und her zu schieben, wurde Anna klar, dass es ein gigantischer Touchscreen war. Doch dann fiel ihr Blick auf die andere Seite der Scheibe und ihr Schritt verlangsamte sich. Dieser Bereich war hell erleuchtet und sporadisch mit Tischen und Stühlen ausgestattet, die allerdings eher aussahen

wie Campingmöbel – alles hatte abgerundete Ecken. Hier und da lagen auch ein paar einfache Spielsachen herum, wie bunte Bälle und grobe Stofftiere. Dazwischen befanden sich etwa ein Dutzend apathisch wirkende Gestalten in hellgrünen Kitteln. Einige von ihnen saßen auf Stühlen oder auf dem Boden, viele von ihnen standen direkt vor den Wänden und drückten ihre Stirn gegen die glatt verputzten Wände. Andere schlurften ziellos und desorientiert durch den Raum.

Auch Annas Schritte tätigte sie inzwischen eher unbewusst, wie ein Roboter setzte sie einen Fuß vor den anderen – sie sah etwas, das sie nicht sehen wollte, das sie jedoch wie magisch anzog – und sie wusste warum: Das was sie da sah, war ihre eigene Zukunft!

Schließlich blieb sie stehen und legte ihre Handflächen auf die Scheibe. Die Menschen auf der anderen Seite reagierten nicht auf sie, stattdessen erinnerten sie Anna an Schlafwandler. Aus der Nähe sah sie, wie gerötet die Augen waren, vielen lief der Sabber aus den Mundwinkeln, die Haut wirkte schuppig und trocken.

Mit offenem Mund stand Anna da, als Professor Stein an ihre Seite trat. Etwas unsicher begann er in dozierendem Ton eine Erklärung: »Das hier ist unsere Überwachungsstation. Die technische Ausrüstung dient der genauen Aufnahme des Krankheitsverlaufs, der uns noch nicht völlig bekannt

ist.«

Er bemerkte, dass er noch keinen Erfolg damit hatte, Annas Aufmerksamkeit von den erbärmlich wirkenden Patienten wegzulenken. Ihr Blick war fest auf die durchgehend männlichen Insassen gerichtet. »Wir haben alle bisher erkrankten Personen hierher gebracht, in ihrem jetzigen Zustand bedürfen sie sowieso durchgehender Beobachtung«, fuhr der Professor fort. Ohne ihren Blick abzuwenden fragte Anna: »Warum ... warum stehen die denn so regungslos da rum? Kommt das von dem Virus?«

Der Professor antwortet tief durch. Offenbar war es ihm nicht sehr angenehm, so unvorbereitet vor Anna über das zu sprechen, was ihr selbst noch bevorstand. Als er weitersprach, verfiel er in einen distanzierten Tonfall: »Um es einfach zu sagen; die Symptome des Virus ähneln dem Creuzfeldt-Jakob-Syndrom. Die Gehirnstruktur verändert sich degenerativ. Die Patienten, die Sie hier sehen können, befinden sich bereits in einem fortgeschrittenem Stadium, sie sind apathisch geworden.«

Während er sprach, schritt Anna an der Scheibe entlang und musterte einen der Patienten nach dem anderen aus dem kleinstmöglichen Abstand. Ihre Gesichter brannten sich wie Mahnmale in ihre Netzhaut und plötzlich spürte Anna, dass ihr schwummrig wurde. Ihre Ohren verschlossen sich, die gesamten Umgebungsgeräusche verloren sich, als würden sie in ein schwarzes Loch gesaugt.

Stattdessen hörte Anna intensiv ihren eigenen Herzschlag, doch sie hätte schwören können, dass immer lauter werdende Beats dazu gemischt wurden. Als es ihr schwarz vor Augen wurde, glaubte sie auch, die grellen Blitze eines Stroboskops zu sehen, in denen die Gesichter der Erkrankten geisterhaft flackerten. Mit einem Schlag drehten sie sich auf einmal alle gleichzeitig um und starrten Anna an, als hätten sie sie jetzt erst bemerkt. Der Mann, der Anna am nächsten stand, öffnete wie in Zeitlupe den Mund so weit er konnte. Dann stieß er ein tiefes, kehliges Stöhnen hervor – »Wöööööööh« – das Anna wie ins Mark traf. Plötzlich berührte sie etwas an der Schulter und sie zuckte erschrocken zusammen. Sie wirbelte herum, doch es war nur der Professor, der neben ihr stand. Ihre Wahrnehmung war plötzlich wieder komplett nüchtern, der Professor wirkte fahl im gleichmäßigen Neonlicht des Beobachtungsraumes. Auch Annas Gehör war wieder fast normal, wenn auch ein leichtes Piepen zurück blieb. Sie starrte ihn etwas benommen an.

»Ist alles in Ordnung, Anna? Wie gesagt, ich möchte Ihnen hier nicht zu viel zumuten. Vielleicht sollten wir zuerst ...«

»Nein, nein, ich hatte nur gerade eine kleine Kreislaufschwäche, glaube ich... bitte, sprechen Sie weiter.«

Etwas zögerlich nickte der Professor und verfiel dann wieder in seinen Mediziner-Tonfall: »Die

Veränderungen scheinen immer nach dem gleichen Muster abzulaufen – zuerst wird der Gleichgewichtssinn in Mitleidenschaft gezogen, es folgen Beeinträchtigungen des Sehvermögens und schließlich des Sprachzentrums. Am Ende dieser Entwicklung steht dann die apathische Phase, deren Auswirkungen Sie hier sehen. Todesfälle als Folge des Virus haben wir glücklicherweise noch nicht zu beklagen.«

Anna wandte sich ihm mit großen Augen zu. Obwohl sie die Antworten wollte, wagte sie es kaum, das was sie hier vor sich sah, direkt auf sich selbst zu beziehen. »Und wann ... ich meine ... wie lange dauert es, bis ... man ... in dieses Stadium kommt?«

Der Professor schaute sie ernst an. »Ich will Ihnen auf keinen Fall etwas verheimlichen, Anna, aber ich kann Ihnen leider noch nichts wirklich genaues sagen. Wissen Sie, wir haben noch nicht genug Daten gesammelt, um verlässliche Aussagen treffen zu können. Der Krankheitsverlauf ist von Fall zu Fall unterschiedlich, selbst der genaue Zeitpunkt der Ansteckung ist im Nachhinein nicht immer genau festzustellen.«

Während er sprach, stand Doktor Beckmann von einem Stuhl in der Nähe auf und ging an den beiden vorbei. Noch bevor Anna ihn überhaupt bewusst gesehen hatte, drang der Geruch seines Aftershaves in ihre Nase und schien sich dort explosionsartig auszubreiten. Anna hatte noch nie so

intensiv etwas gerochen, es war ein beunruhigendes Gefühl. Mit großen Augen starrte sie Beckmann an, als er in etwa einem Meter Abstand an ihr vorbei ging. Sie spürte einen Schwindel, fühlte sich, als würde sie an ihn herangezogen, und wieder verschwand die Welt um sie herum in einer Dunkelheit, ihr Puls wurde zum schweren Hämmern der Bassschläge auf der Tanzfläche des Clubs. Doktor Beckmann rammte in ihre Schulter, obwohl er in Wahrheit bestimmt noch einen halben Meter von ihr entfernt war. Sein Gesicht kam näher und immer näher, bis er das ihre längst durchdrungen hatte – er war in ihr. Langsam öffnete er den Mund um etwas zu sagen: »Wööööööh«

Immer wieder stöhnte er sie an, mit diesen gutturalen Lauten der Infizierten. Er schien etwas zu wollen. Immer wieder sagte er dieses Wort, es wurde zu einer Frage. Langsam drang Licht in Annas Bewusstsein und sie hörte das sonore Summen von Neonröhren und das Schwirren von Computerlüftern.

»Anna? Anna?!?«

Sie öffnete die Augen und stellte fest, dass sie auf dem Boden saß, den Rücken an die Glasscheibe gelehnt. Vor ihr kniete Professor Stein, hinter ihm zwei besorgt dreinschauende Wissenschaftler sowie der Sicherheitsmann Pierre.

Der Professor tätschelte ihre Hand: »Können Sie mich hören, ist alles in Ordnung?«

»Ich weiß nicht... was war das?«, stammelte Sie.

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, was ist denn passiert?«

Anna sah sich um. Die beiden Wissenschaftler wandten sich wieder ab und kehrten an ihre Arbeitsplätze zurück, auch Pierre nahm wieder eine entspannte Haltung an, beobachtete sie jedoch weiterhin. Doktor Beckmann konnte sie im ersten Moment nicht ausmachen, doch dann sah sie seine Halbglatze zwischen zwei Bildschirmen hervorblitzen. Offenbar arbeitete er auch ganz normal an seinem Rechner.

»Wahrscheinlich... ist das alles etwas zu viel für mich«, schloss Anna.

»Ich kann mir vorstellen, dass das alles ein großer Schock für Sie ist. Ihr Kreislaufkollaps kann aber auch schon ein erstes Anzeichen der Erkrankung sein. Auch um Ihrer eigenen Sicherheit willen müssen wir Sie hier unter Beobachtung behalten.« , Anna stützte ihre Stirn auf die Hand und atmete tief durch. Professor Stein stand langsam auf und streckte ihr seine Hand entgegen. Auch wenn es nicht gerade die größte Stärke des Professors war, die Emotionen anderer Menschen zu lesen, war es ihm deutlich, dass sie sehr mitgenommen war. Sie wollte etwas sagen, doch es kam ihr nicht über die Lippen. Natürlich wollte sie wissen, wie lange sie bleiben sollte – doch die Antwort auf diese Frage fürchtete sie. Wenn sie sich die Menschen hinter der Glasscheibe so ansah, konnte die Antwort eigentlich

nur lauten, bis zu ihrem Ende. Sie schluckte schwer.

»Wie geht es denn jetzt weiter?«, brachte sie schließlich hervor.

»Ich war ja gerade mit Ihnen auf dem Weg, die ersten Untersuchungen durchzuführen. Anschließend werde ich Ihnen dann ihr Zimmer zeigen und wir klären alles weitere.«

Anna nickte und ließ sich vom Professor auf die Beine helfen. Mit wackligen Schritten folgte sie ihm zurück in den Hauptgang.

* * *

Wenig später öffnete der Professor die Tür zu einem Behandlungsraum, der sogar ein Fenster hatte – doch das einfallende Tageslicht wurde durch Jalousien gedämpft. Auch hier standen diverse medizinische Geräte sowie Computer, ein ganz ähnliches Bild wie im Observationsbereich, nur dass hier alles wirklich vollgestopft mit Technik war und es weitaus weniger aufgeräumt wirkte. Sideboards am Rande des Raumes waren mit leeren Kaffeetassen und Wasserflaschen vollgestellt, sogar Teller mit Essensresten konnte Anna ausmachen. An einem der Rechner arbeitete ein Mann mit einem weißen Kittel von der Art, wie ihn auch der Professor und Doktor Beckmann trugen. *Also ist er wohl auch ein höheres Tier als die anderen*, dachte sich Anna und musterte

ihn. Er zuckte zusammen, als er Anna sah, was sie unangenehm berührte. Musste man sich jetzt schon vor ihr erschrecken? Der Professor trat schnell an die Seite des Mannes.

»Das ist mein Sohn, Doktor Stein!«

Tatsächlich konnte Anna auf den zweiten Blick eine gewisse Ähnlichkeit feststellen. Der Doktor hatte allerdings noch deutlich fülligeres und dunkleres Haar, wenn auch mit grauen Strähnen durchsetzt, außerdem sah seine Haut viel gesünder aus. Anna streckte ihm ihre Hand entgegen, doch nachdem er ein weiteres Mal wie erschrocken zusammengezuckt war, ließ er schnell eine offene Handfläche nach oben schnellen, wie zu einem laxen Winken, und sagte schüchtern »Hallo!«.

Anna verzog konsterniert das Gesicht. Klar, sie war mit irgendetwas infiziert und möglicherweise ansteckend. Sie konnte es dem Kerl nicht übelnehmen und versuchte es stattdessen mit Humor: »Ist Doktor wirklich ihr Vorname?«

Er schaute etwas verwirrt den Professor an, der Anna daraufhin angrinste: »Ja, er durfte extra keine Professur ablegen, damit wir nicht gleich heißen!«

Anna lächelte ihn an, auch der Doktor grinste etwas verlegen.

»Ich hole dann mal die Kanülen«, sagte er an seinen Vater gerichtet und verschwand dann durch eine Nebentür. Dabei fiel Annas Blick auf seinen

Rechner, auf dem ein dreidimensionales Modell einiger Kugeln mit Verbindungslinien zu sehen war.

»Genau, das ist unser Übeltäter«, kommentiert der Professor ihren Blick »Das Virus ist von seinem Aufbau her dem HIV recht ähnlich«, fuhr er fort, »es ist sehr wandlungsfähig und dadurch schwer zu packen. Dieses Modell hier zeigt nur den groben Aufbau, in Wahrheit ist es um ein Vielfaches komplexer. Zudem ist seine Struktur modular aufgebaut.«

Anna schaute ihn fragend an. »Es verändert also seine Form?«, fragte sie nach. »Genau«, antwortete der Professor enthusiastisch, »Es ist ein regelrechtes Chamäleon, ein Meister der Verwandlung.«

»Sie klingen ja regelrecht begeistert«, sagte Anna etwas irritiert.

»Aus wissenschaftlicher Sicht ist es tatsächlich ein beeindruckendes Konstrukt. So winzig, und doch so... effizient, in dem was es tun soll.«

»...was es tun soll?«, wiederholte Anna fast schon vorwurfsvoll.

»Verstehen Sie mich nicht falsch, aber ich glaube, alles in der Natur hat seinen Sinn. Warum entsteht ein Virus einfach so, wenn es nicht einem bestimmten Zweck dient?«

»Entschuldigen Sie mal, Professor, das klingt mir jetzt aber ein bisschen nach dem Gewäsch, dass Aids eine Strafe Gottes ist, um Sünder und vor allem

Schwule zu bestrafen!«

Etwas angegriffen schüttelte der Professor den Kopf. »Ich bin Wissenschaftler, Anna. Was mich interessiert ist, wie dieses Ding funktioniert. Wenn man es bis ins letzte Detail erforscht, dann kann man es auch besiegen – ein Gegenmittel finden, eine Heilung oder sogar präventiven Schutz. Und daran arbeiten wir hier, mit einem Team aus hervorragenden Spezialisten. Über den Lebenswandel von Leuten wie Ihnen sollen sich dann andere Gedanken machen.«

»*Leute* wie ich? Wenn Sie mir irgendetwas vorwerfen sollen, dann sagen Sie es doch bitte einfach!«, fuhr sie ihn an.

»Wie gesagt, ich bin Mediziner«, zog der Professor die Schultern hoch, »als jemand, der Leben rettet, bin ich ganz entschieden gegen Drogen und alles, was damit zu tun hat.«

»Also Spaß und solche Sachen?«, ätzte Anna zurück. »Ist Ihnen Ihr Spaß wichtiger als Ihr Leben, Anna?«, fragte Professor Stein kalt. Anna überlegte einen Moment.

»Das hängt von der Tagesform ab, aber in jedem Falle finde ich, diese Entscheidung muss man jedem selbst überlassen«, sagte Sie schließlich.

»Dann muss ich Sie hier enttäuschen, Anna. Denn ich habe auch schon eine Entscheidung getroffen, und die lautet, Unschuldige zu beschützen. Ich will Leben *retten*.«

Anna musterte ihn skeptisch. »Sie brauchen mich gar nicht so anzuschauen«, sagte er, »Ich weiß, dass wir bei der Frage, ob Drogen ein Fluch oder ein Segen sind, niemals auf eine Wellenlänge kommen werden. Aber Sie hatten ein schwieriges Leben, haben schon früh schmerzliche Verluste erlitten. Das kann ich auf jeden Fall nachfühlen.«

Anna nickte stumm. Der Professor war eben auch nur eine Autoritätsperson, wie sie im Buche stand. Ein verklemmter, alter Spießler. Doch leider sah es so aus, als wäre er ihre einzige Chance. Doch trotz all der Fachkompetenz, die er ausstrahlte, hatte sie das Gefühl, dass es nicht sehr gut um sie stand.

»Meinen Sie denn, es besteht noch Hoffnung?«, fragte sie.

»Wir tun auf jeden Fall alles, was in unser Macht steht, diesen Erreger komplett zu verstehen. Wenn wir ihn erst einmal unter Kontrolle haben, wird es auch möglich sein, infizierte Menschen davon zu heilen.«

Während er sprach, hatte sein Sohn wieder den Raum betreten und reichte ihm eine leere Spritze mit aufgesteckter Kanüle.

Anna schluckte trocken. »Meinen Sie, das werde ich noch erleben?«, fragte sie dann endlich mutig.

»Es ist wirklich kaum möglich, etwas genaues zu sagen, Anna. Wenn wir ihre Blutprobe analysiert haben, wissen wir auf jeden Fall mehr. Ich muss

Ihnen aber leider sagen, dass die Erkrankung recht schnell ausbricht. Sie werden vermutlich in den nächsten Tagen verstärkt Symptome spüren – ich vermute, dass diese Episode eben im Observationsraum schon eine Vorankündigung war. Sie müssen jetzt tapfer sein, Anna – und damit meine ich nicht diese Spritze. Ihre Armbeuge, bitte.«

Anna streckt ihren Arm dem Professor entgegen und legt ihren Ellenbogen auf den Rand der Stuhllehne. Als die silbern schimmernde Nadel unter ihre Haut glitt, japste Anna nach Luft. Für einen kurzen Moment schienen die Wände auf sie zuzustürzen, sie verschwand in einen dunklen Tunnel und ihr hämmernder Puls wurde wieder zum Beat des Clubs. Vor ihrem geistigen Auge tauchte eine Erinnerung auf: Sie sah sich selbst von außen, wie sie sich den Arm rieb, das Gesicht schmerzverzerrt.

Als sie wieder zu sich kam, lag sie auf dem Rücken, ihre Beine hoch gegen den Stuhl gelehnt, auf dem sie eben noch gegessen hatte. Der Professor kniete neben ihr.

»Anna, was machen Sie denn bloß? Haben sie öfter solche Kreislaufprobleme?«

»Nein...«, sagte Anna schwach, »... früher hatte ich relativ häufig ... Panikattacken ... aber das hat sich eigentlich ziemlich gelegt.«

»Nun ja, es würde mich nicht wundern, wenn Sie in Ihrer jetzigen Situation Angstzustände bekommen würden«, sagte der Professor sanft. »Auf

jeden Fall ist Ihre Reaktion interessant. Bis jetzt hat noch kein anderer Patient ein solches Verhalten an den Tag gelegt.«

»Dann bin ich ja froh, dass ich ein gutes Versuchskaninchen abgebe«, spottete Anna.

»Machen Sie sich nicht lustig darüber«, mahnte der Professor. »Jede neue Erkenntnis, die wir hier gewinnen, könnte entscheidend sein. Und wo wir gerade davon reden: geht es wieder? Wir brauchen immer noch die Blutprobe von Ihnen!«

Anna nickte und Doktor Stein trat an ihre Seite. Gemeinsam halfen die beiden Männer ihr hoch. »Vielleicht sollte ich meinem Sohn die Entnahme überlassen«, überlegte der Professor, »Er ist da glaube ich doch um einiges feinfühlicher als ich.«

»Wie Sie meinen«, nickte Anna und hielt dem Doktor ihren Arm hin. Als er die Nadel ansetzte, schaute sie demonstrativ zu Professor Stein.

»Wenn ich jetzt hierbleiben muss, wie sieht es denn mit meinen Freunden aus ... die werden sich sicher Sorgen um mich machen.«

»Das kann sehr gut sein, Anna, doch ich fürchte, ich kann Ihnen nicht erlauben, zu telefonieren oder sie anderweitig zu kontaktieren.«

»Wieso das denn? Ich verspreche auch, das ich nichts von der Krankheit sagen werde.«

»Ich glaube Ihnen das sogar, Anna«, stimmte ihr der Professor zu, »aber wir haben Anordnung von höchster Stelle, dass wir auf keinen Fall ein Risiko

eingehen dürfen. Diese Einrichtung ist komplett von der Außenwelt abgeschnitten, sämtliche Kommunikationseinrichtungen sind komplett entkoppelt.«

Anna schaute ihn verblüfft an. »Ist das nicht ein bisschen übertrieben? Sie brauchen doch bestimmt das Internet für Ihre Forschung?«

»Einfacher wäre das auf jeden Fall, aber sie kennen ja die Skandale – keine Kommunikation ist abhörsicher. Unser Geheimdienst ist sehr besorgt über diese ganze Geschichte. Offenbar macht man sich Sorgen, dass dieser Virus keinen natürlichen Ursprung haben könnte.«

Jetzt war Anna vollends von den Socken. »Sie meinen, das ist so eine Art Biowaffe? Aber wenn jemand dieses Zeug gezüchtet oder sonstwie hergestellt hat, dann müssen die doch wissen, wie man es wieder kaputtmacht?«, fragte sie erregt.

»Wie gesagt, das ist alles nur Spekulation«, schüttelte Professor Stein den Kopf. »Aber wir dürfen in dieser Sache niemandem trauen, nicht einmal unseren eigenen Mitarbeitern – und Ihnen leider auch nicht, Anna. Deswegen arbeite ich hier auch mit meinen –«

Er unterbrach sich kurz.

»Mit meinen Familienangehörigen. Normalerweise mag ich es gar nicht, wenn der Verdacht des Nepotismus im Raum steht, aber in diesem Fall ist es besser so.«

Anna nickte niedergeschlagen. »Ich verstehe.«

Der Professor überlegte kurz. »Auch wenn ich Ihnen ihr Telefon noch nicht zurückgeben kann, haben Sie auf jeden Fall einen Tablet-Computer in ihrem Zimmer, der mit unserem Intranet verbunden ist. Dazu hätte ich eine Idee. Soll ich Sie jetzt dorthin bringen?«

»Gerne«, antwortete Anna, »ich finde mich hier glaube ich noch nicht zurecht.«

* * *

Anna und Professor Stein wanderten durch weitere, nüchterne Gänge, die sich kaum voneinander unterscheiden ließen. »Auf dem Weg kann ich Ihnen auch noch unsere Kantine zeigen«, sagte der Professor, als sie sich einer Kreuzung mit einer großen, doppelten Glastür näherten. Als sie sie erreichten, blieb er stehen und deutete hinein. »Da haben wir sie. Nicht gerade üppig, aber wir waren auch noch nicht darauf vorbereitet, hier Gäste zu haben.«

Er lächelte Anna verlegen an, doch sie reagierte nicht darauf, stattdessen beobachtete sie einen Pfleger, der aus dem abzweigenden Gang kommend einen Rollstuhl mit einem apathisch wirkenden Infizierten heranrollte. »Wird schon okay sein«, sagte sie schließlich geistesabwesend. Der

Professor nickte. »Frühstück gibt es von sieben bis zehn Uhr, ab mittags werden dann durchgängig diverse warme Speisen angeboten, um den Kalorienbedarf unserer hart arbeitenden Forscher zu decken. Die Köche achten dabei besonders auf eine ausgewogene, nachhaltige Ernährung«

Der Pfleger stellte den Rollstuhl ab und verschwand wieder den Gang hinunter. Anna wandte sich wieder dem Professor zu: »Das klingt ja so, als wären ihre Forscher totale Hipster.«

Professor Stein verzog leicht das Gesicht. »Diese Kopfarbeit geht mehr an die Substanz, als man vielleicht denken mag«, erklärte er. »Es geht bei unserer Küche nicht darum, irgendwelchen neuen Trends hinterherzuhecheln! Schon seit Jahrzehnten ist meine Philosophie, dass man auch physisch fit bleiben muss, um große Denkarbeit zu leisten. ›Meus sana in corpore sano‹ – ein gesunder Geist in einem gesunden Körper.«

Der Pfleger hatte inzwischen einen zweiten Rollstuhl mit einem weiteren infizierten Mann herbeigerollt, den er neben den ersten stellte. Annas Blick wanderte zu dem Neuzugang: Ein ausgemergelt wirkender Kerl mit Glatze, dessen Haut noch ein ganzes Stück grauer aussah, als es die Beleuchtung ohnehin erscheinen ließ. Der Pfleger trat nun hinter den Rollstuhl, scannte mit einem Mini-Tablet kurz einen Barcode an der Rückenlehne und studierte dann sein Gerät. Professor Stein fuhr derweil fort:

»Aus genau diesem Grund habe ich im Keller auch ein kleines Sportstudio einrichten lassen... Beim Workout kann ich mit den jungen Kollegen zwar nicht mehr ganz mithalten, aber von regelmäßigen moderaten Übungen lasse ich mich nicht abbringen.«

Wieder antwortet Anna nur abwesend: »Tja, wenn man in Form bleiben will...«

Plötzlich stellte der Glatzkopf mit ihr Augenkontakt her und riss die Augen weit auf, wobei er einen knurrenden Laut ausstieß. Der Infizierte neben ihm zuckte daraufhin zusammen, fing an zu winseln und rüttelte an dem Beckengurt, der ihn in seinem Rollstuhl fixierte. Überrascht steckte der Pfleger sein Tablet in die Kitteltasche und ging auf den zuckenden Patienten zu. »Hey, was soll das denn jetzt!«

Er packte den Mann bei den Schultern: »Reg dich ab! Hallo?«

Der Glatzkopf hatte inzwischen die Augen wieder geschlossen und den Kopf in den Nacken gelegt. Trotzdem knurrte er noch weiter und es lief etwas Sabber aus seinem Mundwinkel. Sein Nebenmann hörte allerdings nicht auf, herumzuzappeln. Der Pfleger herrschte ihn an: »Scheiße, hör auf zu winseln, ich hab´ keine Zeit für sowas!«

Als er gerade ausholte, dem Mann eine Backpfeife zu verpassen, stand auf einmal der Professor neben ihm und packte sein Handgelenk.

»Das ist bestimmt nicht der richtige Ton, um ihn zu beruhigen!«, tadelte er seinen Angestellten scharf. Der gab sich kleinlaut: »Tut mir leid, Professor... ich soll die beiden schnell in Untersuchungsraum Zwei bringen, und der hier hat schon beim Anziehen soviel Stress gemacht!«

Der Professor atmete tief durch, während Anna aufmerksam zuschaute. »Dann sagen sie dem Team, dass sie zuerst mit Herrn Lobrecht anfangen sollen«, sagte er schließlich und deutete auf den Glatzkopf. »Ich nehme Herrn Seifert mit in den Garten, damit er sich wieder abregen kann.«

Das schien den Pfleger zu überraschen. »Wirklich? Okay, vielen Dank, ich beeile mich...« Er nutzte seine Chance und verschwand schnell mit besagtem Herrn Lobrecht um die nächste Ecke. Professor Stein wandte sich wieder Anna zu: »Eine gute Gelegenheit, dass wir noch einen kleinen Abstecher nach draußen machen!«

Er tätschelte die Wange des immer noch jammernden Herrn Seifert und begann, seinen Rollstuhl in die andere Richtung wegzuschieben. Anna war etwas verwundert: »Müssen Sie denn nicht eigentlich in Ihr Labor zurück, Professor?«

»Soviel Zeit muss sein – manchmal muss eben sogar ich dem Pflegepersonal unter die Arme greifen. Wir müssten eigentlich mehr Angestellte haben, um eine Einrichtung dieser Größe optimal zu betreiben, aber die Kosten sind so schon kaum

tragen.«

Sie erreichten eine Glastür, die in einen begrünten Innenhof führte. Anna war von der üppigen Bepflanzung überrascht – schnell machte sie ein paar Schritte nach vorne und die Glastür glitt automatisch zur Seite. Der mehrere hundert Quadratmeter große Bereich sah aus wie ein vollwertiger Park, mit den vielen Bäumen wirkte er stellenweise sogar wie ein kleiner Wald. Umrandet war diese grüne Oase auf allen Seiten von jeweils fünf Etagen eines modernen Baus, der mit hellgrauen Metalltafeln verkleidet war. Während Anna interessiert voranging, beugte sich Professor Stein über den Rollstuhl und fasste sich in eine Kitteltasche. Als Anna bemerkte, dass die beiden nicht mehr hinter ihr waren, hielt sie inne und drehte sich um. Genau in diesem Moment richtete sich Professor Stein wieder auf und begann, den Rollstuhl in den Park zu schieben.

»Sehen Sie, nun habe ich gleich Gelegenheit, Ihnen unseren Garten zu zeigen. Beim Bau dieser Einrichtung haben wir einfach einen Teil der bestehenden Natur mit integriert – eine Win-Win-Situation. Denn das ist der Ideale Ort für mich und meine Kollegen, den Kopf ein wenig freizubekommen, wenn man an einem Problem festhängt. Und für unsere Patienten ist es natürlich auch eine willkommene Abwechslung zu den zugegebenermaßen etwas arg sterilen Klinikräumen.«

Anna Blick fiel auf Herrn Seifert – er wirkt

plötzlich wie weggetreten. »Sehen Sie, es wirkt schon«, kommentierte der Professor, doch Anna konnte nicht anders, als in dem apathischen Mann, dessen Kopf nun kraftlos zur Seite kippte, ihre eigene, unmittelbare Zukunft zu sehen. Das Gefühl, dass sich ihr der Hals zuschnürte, dass die Wände auf sie zukamen und Himmel und Erde ihre Plätze vertauschten, begann sie wieder zu überkommen.

»Nehmen Sie es mir nicht übel, aber ich glaube, ich würde mich jetzt ganz gerne ein bisschen hinlegen...«

»Verständlich. Aber Sie sind sehr tapfer Anna, dass sehe ich schon jetzt. Ihr Zimmer ist auch nicht mehr weit von hier, wir liefern noch schnell Herrn Seifert beim Bereitschaftsraum ab, und dann sind wir auch schon fast da.«

Der Professor nahm wieder Tempo auf und schob den Rollstuhl mit großen Schritten den Weg hinunter, der auf der anderen Seite des Gebäudes wieder zu einer Glastür führte. Schweigend lief Anna mit einem kleinen Abstand hinterher, voll darauf konzentriert, das Ohnmachtsgefühl aus ihrem Bewusstsein zu drängen.

* * *

Die Tür eines typischen Krankenzimmers öffnete sich, Professor Stein trat ein und gebat Anna mit einer einladenden Geste, ihm zu folgen. Sie schlurfte hinein

und schaute sich um – die Einrichtung sah aus wie ein beliebiges Einzelzimmer in irgendeinem Krankenhaus auf der Welt. Neben dem mit dicken Jalousien abgedunkelten Fenster stand ein Bett, daneben alle möglichen Geräte, ein Infusionsständer und alles andere, was die Patienten daran erinnerte, dass es ihnen nicht gut ging und sie ohne fremde Hilfe verloren waren. Der Professor war natürlich besser gelaunt als Anna: »Dies ist das Zimmer, das wir für Sie vorbereitet haben. Wir haben hier aktuelle Zeitschriften und Magazine. Hygieneartikel finden Sie am Waschbecken.« Der Professor zog ein schwarzes Tablet aus einer Halterung an der Seite eines Trolleys: »Mit diesem Gerät können Sie alle Funktionen des Raumes steuern – Klimaanlage, Licht, und natürlich können Sie auch einen Pfleger rufen oder andere Personen hier im Haus kontaktieren – zum Beispiel mich. Sie haben vollen Zugriff auf unser Intranet, da können Sie auch moderierte aktuelle Inhalte wie Nachrichten abrufen. Wenn Sie möchten, können Sie das Ganze sogar über den Projektor an die Wand werfen.«

Er drückt Anna das Gerät in die Hand, sie setzte sich auf die Bettkante und betrachtete das Display. »Zum Üben können Sie uns ja mal zusammenschreiben, was wir noch aus Ihrer Wohnung holen sollen. Und haben Sie irgendwelche Pflanzen, die wir gießen müssen oder ähnliches? Brauchen Sie Hilfe mit Daueraufträgen oder

ähnlichem Zahlungsverkehr?«

Anna schaute müde zu ihm auf. »Ich glaube, ich brauche nichts... aber ich muss noch mal drüber schlafen«, sagte sie.

»Sehr gut. Es ist schließlich am besten, wenn es gar nicht großartig auffällt, dass Sie nicht da sind.«

Nun schien Anna doch noch einmal etwas wacher zu werden, sie starrte ihn entgeistert an. »Sie wissen schon«, rechtfertigte sich der Professor, »wegen der Geheimhaltung!«

In diesem Moment öffnete sich die Tür und ein Pfleger kam herein, in der Hand einige Schachteln mit Medikamenten. »Oh, hallo, Sie sind ja schon hier...«, murmelte er in Annas Richtung und wandte sich dann an Professor Stein. »Guten Tag, Herr Professor... Ich bringe hier ein Beruhigungsmittel und etwas gegen Kopfschmerzen für die Patientin.«

Der Professor blickte ihn mit einer erhobenen Augenbraue an, dann drehte er sich zu Anna. »Das ist übrigens Herr Schulzendorf, er wird überwiegend den Nachtpflegedienst für Sie übernehmen. Darf ich Ihnen ›die Patientin‹ vorstellen; Anna Petersen«, sagte er in leicht vorwurfsvollem Ton. »Oh, wo hab ich bloß meine Manieren, ich bin der Herr Schulzendorf!«

Umständlich packte er die Schachteln auf den Beistelltisch und hielt Anna dann aus einigen Metern Entfernung die ausgestreckte Hand entgegen, doch Anna hob nur ihre Handfläche zum Gruß in die Luft, so wie sie es vorher bei Doktor Stein gelernt hatte.

Der arme Herr Schulzendorf sollte sich ja nicht gleich anstecken. »Anna«, sagte sie lustlos und der Pfleger nickte eifrig. »Angenehm, dann bin ich der Mike.«

Während Anna mit den Augen rollte, moderierte der Professor die kleine Kennenlernrunde ab: »Frau Petersen ist nach der ganzen Aufregung heute ziemlich geschafft, sie braucht jetzt Ruhe«, verkündete er.

»Selbstverständlich«, verstand Mike den Wink mit dem Zaunpfahl und wandte sich mit einer angedeuteten Verbeugung ab, dann verließ er den Raum. Anna nickte dem Professor zu, stand noch einmal auf und ging zum Fenster. Von seiner Position bei der Tür verabschiedete sich der Professor: »Nun denn, ich wünsche Ihnen eine gute Nacht, entspannen Sie sich – vielleicht sehen wir uns morgen beim Frühstück.«

»Danke.«, sagte Anna leise. Sie schob die Jalousien auseinander und blickte nach draußen, es dämmerte bereits. Der Himmel war düster zugezogen, um das Gebäude herum schienen nur Bäume zu stehen und ein Hügel – vielleicht war es auch ein aufgeschütteter Wall – verhinderte einen Blick in die Ferne. Anna hatte keine Ahnung, wo sie überhaupt war. Als sie hörte, wie die Tür hinter ihr geschlossen wurde, ließ sie ihren Blick einmal rund um den Fensterrahmen wandern – es gab keinerlei Vorrichtungen, es zu öffnen. Irgendwie überraschte sie das nicht. In ihrem Hals formte sich ein Kloß.

Wahrscheinlich würde es das Beste sein, mal einen genaueren Blick auf die Schlafmittel zu werfen, die dieser beklopfte Mike ihr hingestellt hatte.

4.

Am nächsten Morgen schlurft Anna mit einem etwas dicken Kopf in Richtung der Kantine. Die Tabletten hatten tatsächlich hervorragend funktioniert, sie war sofort eingeschlafen – in ihren Klamotten. Zu ihrer Überraschung hatte sie dann im Schrank in ihrem Zimmer reichlich Anziehsachen gefunden – Baumwollhosen und weite, kittelartige Hemden in dem gleichen, kräftigen Blau, wie es auch die anderen Patienten trugen. ›Damit ist klar, wer hier wer ist‹, hatte Anna gedacht, doch irgendwie machte es ihr gar nichts aus, sich ihrer Rolle zu fügen. Wer wusste schon, was in diesen Tabletten noch alles drin war, aber Sorgen machte sie sich in diesem Moment keine mehr. Die Kleidung war auch wirklich recht bequem, also schlüpfte sie noch in eines von drei bereitstehenden Paaren blauer Stoffschuhe mit Gummisohlen in ihrer Größe und machte sich auf den Weg zum Frühstück, denn ihr Magen knurrte bereits.

Dort angekommen fand sie die Kantine überwiegend leer vor, eine große Uhr zeigte an, dass es viertel vor zehn war. Das Essen gab es per

Selbstbedienung an einem langen Tresen, an dem man sich wie in einer x-beliebigen Kantine sein Tablett befüllen konnte. Anna nahm sich ein Früchtemüsli und zapfte sich einen schön dampfenden Kaffee aus einer bereitstehenden Kanne. Mit dem Tablett in der Hand ließ sie noch einmal den Blick durch den Raum schweifen. Hier und da saßen vereinzelt Männer in weißen Kitteln herum und langsam beschlich Anna das merkwürdige Gefühl, dass hier überhaupt keine Frauen arbeiteten. Weiterhin negativ viel ihr auf, dass in einer der Ecken des Raumes einer der schwarz gekleideten Sicherheitsleute stand, doch er kam ihr nicht bekannt vor. Eigentlich merkwürdig, dass dieser Pierre gestern irgendwann verschwunden war, dachte sie sich. Vielleicht hatte sie mit ihrer gewinnenden Persönlichkeit sämtliche Sicherheitsbedenken zerstreuen können, sagte sie ironisch zu sich selbst.

Am Ende des Raumes erspähte sie Professor Stein an einem der langen Tische, er steckte mit seinem Sohn und Doktor Beckmann die Köpfe zusammen. Sie ging zu dem Tisch und stellte ihr Tablett am anderen Ende ab, um nicht zu aufdringlich zu wirken. Trotzdem wandten sich sofort alle Köpfe in Ihre Richtung.

»Guten Morgen, Anna«, grüßte der Professor, die beiden anderen Männer nickten und entschuldigten sich. »Dann mal an die Arbeit«, murmelte Doktor Stein noch, als sie ihre noch

halbvollen Tablettts packten und diese wegräumten. Der Professor rückte einen Platz näher an Anna heran.

»Wie fühlen Sie sich?«, fragte er.

»Ich bin noch nicht ganz wach, aber sonst ist alles okay...«

»Und, konnten Sie sich schon ein wenig mit den Funktionen ihres Tablet-Computers beschäftigen?«

»Ehrlich gesagt, nein... ich bin dank ihrer Zauberpillen sofort eingeschlafen.«

»Nun, heute haben wir Sie erst einmal ausschlafen lassen, aber wir haben bereits einen Tagesplan für Sie entwickelt. Natürlich müssen wir diverse Untersuchungen und Tests mit Ihnen machen, aber wir haben Ihnen auch ein Trainingsprogramm zusammengestellt.«

»Sana corpe...«, versuchte Anna sich zu erinnern. »Genau, ›Meus sana in corpore sano««, half der Professor ihr auf die Sprünge. »In Ihrem Fall gilt dies allerdings sogar noch viel konkreter. Wir sind und bereits ziemlich sicher, dass man die Symptome des Verfalls, die der Virus auslöst, durch entsprechende Stimulanz auf jeden Fall verlangsamen kann. Von daher ist es in ihrem besten Interesse, so viel wie möglich in dieser Richtung zu leisten. Zudem ist Ausdauersport auch gut gegen Depressionen.«

»Das kann ich bestätigen«, sagte Anna mit einem schwachen Lächeln.

»Und, haben sie schon überlegt, welche persönlichen Gegenstände wir für Sie besorgen sollen?«, wechselte der Professor das Thema.

»Das einzige, was mir eigentlich wichtig ist, wären Besuchszeiten...«, setzte Anna an. Der Professor hob die Augenbrauen. »Sie müssten doch inzwischen verstanden haben, dass ich Ihnen das nicht so ohne weiteres gewähren kann. Im Extremfall dürften wir nur im Falle von direkten Angehörigen eine Ausnahme machen, und soweit ich weiß, haben Sie niemanden...«

Annas Augen verengten sich. Sie legte viel Wert auf ihre Privatsphäre und war eigentlich immer darauf bedacht gewesen, ihre Daten nicht jeder Firma, die irgendwelche scheinbar kostenlosen Leistungen im Gegenzug für persönliche Informationen anbot, in den Rachen zu werfen. Doch hier schien man alles über sie zu wissen. »Meine Paranoia vor einem Überwachungsstaat ist anscheinend absolut berechtigt«, sagte sie provozierend.

Der Professor hob die Augenbrauen: »Von einem Überwachungsstaat würde ich nicht unbedingt sprechen – Sie haben nun mal ein wirklich relativ öffentliches, oder sagen wir, gut dokumentiertes Leben geführt, Anna.«

»Das muss ja nicht heißen, dass ich das gut finde ... erst recht nicht, wenn diese Daten ohne meine Einwilligung an Dritte weiter gegeben werden!«

»In dem Fall tut es mir leid, aber wie gesagt,

sämtliche Daten über Sie haben wir von amtlicher Stelle erhalten. Natürlich können Sie nichts dafür, was Ihnen als Kind passiert und durch die Akten der Jugendämter dokumentiert ist. Aber dass Sie anschließend so auf die schiefe Bahn geraten sind und diverse Vorstrafen angehäuft haben, das haben Sie sich durchaus selbst zuzuschreiben.«

Anna verzog das Gesicht. »Ich nehme an, Sie sehen sich selbst als moralische Instanz ... unfairer Weise weiß ich ja nicht viel über Sie – aber davon, dass Sie mit einem goldenen Löffel im Mund geboren worden sind, kann ich wohl ausgehen«, sagte Sie wütend.

»Lassen Sie uns nicht streiten, Anna. Das mit dem goldenen Löffel würde ich verneinen, doch muss ich zugeben, dass ich aus Ihrer Perspektive heraus sicher privilegiert aufgewachsen bin. Immerhin kann ich Ihnen einen kleinen Ausgleich anbieten: in unserem Intranet finden Sie eine recht umfassende Biographie meiner Person. Sie können ja mal einen Blick darauf werfen. Natürlich sind dort eher berufliche Stationen und Engagements aufgelistet, doch Sie können mir glauben, dass es auch in meinem Leben genug Schicksalsschläge gab, die einen Schatten auf all meine Leistungen werfen.«

Anna schaute ihn aufmerksam an. Tatsächlich schien eine gewisse Trauer ihn zu umfassen, als er diese Worte sprach. Sie ließ diese düstere Stimmung noch einen Moment nachwirken

und wartete ab, ob Professor Stein noch mehr Details preisgeben würde.

»Zurück zu ihrem Problem«, griff er das ursprüngliche Thema wieder auf. »Wissen Sie, die Vorschriften bezüglich der Geheimhaltung kommen ja nicht von mir... ich werde sehen, was sich da machen lässt. Was ich Ihnen auf jeden Fall anbieten kann ist, dass Sie Videonachrichten an Ihre Freunde verschicken können. Dabei muss ich Sie natürlich im Rahmen Ihrer ›Paranoia‹ darauf hinweisen, dass der Datenschutz in diesem Fall aufgehoben wäre.«

»Das kann ich durchaus verstehen. Danke für das Angebot.«

Der Professor räusperte sich und ließ seinen Blick über die leeren Teller auf seinem Tablett schweifen, bis er bei Annas noch komplett gefüllter Müslischale ankam.

»Jetzt Frühstücken Sie erst einmal. In ihrem Tagesplaner werden Sie sehen, dass wir beide heute Vormittag einen Termin in meinem Labor haben. Kommen Sie einfach vorbei, sobald Sie soweit sind, damit wir mit den weiteren Tests anfangen können. In der Zwischenzeit kann sich unsere IT daran machen, Ihnen die App für Videonachrichten zur Verfügung zu stellen.«

»Alles klar«, sagte Anna knapp und schnappte sich ihren Müsliöffel.

* * *

Dreißig Minuten später hatte Anna aufgegessen und war in ihr Zimmer zurückgekehrt, um einen ausgeschlafenen Blick auf ihren Tagesplan zu werfen. Sie staunte über die vielen Sporteinheiten, die dort aufgelistet waren: Cardio, Muskeln, Beweglichkeit... es klang so, als hätte sie plötzlich einen persönlichen Trainer. Gar nicht schlecht, so konnte sie sich endlich mal nicht mehr vor dem Training drücken. Dumm nur, dass der Anlass alles andere als freudig, geschweige denn aussichtsreich war, dachte sie sich, als die düsteren Gedanken zurückkamen. Bestimmt hätte der Professor auch schöne Antidepressiva für sie, doch eigentlich wollte Anna wie immer in ihrem Leben alles ganz bewusst und ungefiltert erleben. Selbst die Schlaftabletten waren eine Krücke, der sie kritisch gegenüberstand. Sie fasste einen Vorsatz und warf die Packung in den Mülleimer neben ihrem Bett. Dann trat sie auf den Flur und stellte fest, dass sie nicht nur einen persönlichen Trainer hatte, sondern auch einen Bodyguard, wenn man es nett formulieren wollte – denn wie immer lungerte ein Sicherheitsmann auf dem Flur herum, zwar nicht direkt vor ihrer Tür, aber doch dicht genug, dass klar war, dass er speziell für ihre Bewachung abgestellt war.

Als ihre Zimmertür ins Schloss fiel drehte der schwarzgekleidete Mann sich um, es war Pierre. Immerhin kannte sie seinen Namen, das machte die Situation direkt etwas fairer und linderte Annas

Abneigung gegen Uniformen. Vielleicht war es Zeit, etwas mehr Kontrolle über die Situation zu bekommen.

»Hallo Pierre«, sagte Anna, doch der Angesprochene nickte zunächst nur knapp.

»Ich soll ins Labor des Professors kommen. Wie genau komme ich da hin?«

»Das ist von hier aus gesehen hinter dem Observationsraum«, sagte Pierre. »Kommen Sie, ich bringe Sie hin. Ich kann den Professor auch anpiepen, dann weiß er bescheid.«

Er machte sich auf den Weg und zog ein Smartphone aus der Tasche, auf dem er einige Befehle eintippte, während Anna sich daran machte, ihm zu folgen.

* * *

Als sie den Überwachungsraum erreichten, konnte Anna bereits sehen, dass der Professor am anderen Ende auf sie wartete, direkt neben einer der massiven Sicherheitsschleusen, die ihr schon öfter ins Auge gefallen waren – doppelte Glastüren mit dicken Metallrahmen und blinkenden Displays, die aussahen wie aus einem Science-Fiction-Film. Als Pierre den Professor erblickte, gab der ihm ein Handzeichen und Pierre verlangsamte seinen Schritt. »Viel Spaß«, nickte er Anna zu und blieb dann an einer Säule stehen.

»Danke«, sagte Anna knapp und lief auf den

Professor zu, wobei sie noch die komplette Länge der Glasfront vor sich hatte. Obwohl sie wusste, dass sie es eigentlich nicht tun sollte, musterte sie die Erkrankten aufmerksam. Sie konnte einfach nicht anders. Als erstes sprang ihr Mark Lobrecht ins Auge, er wirklich irgendwie unheimlich und strahlte eindeutig mehr Energie aus als die anderen. Plötzlich wurde Anna von einer düsteren Vorahnung durchzuckt und Lobrecht schien darauf zu reagieren – oder war es umgekehrt? Auf jeden Fall fing sein ganzer Körper an, zu zucken, gleichzeitig schien er noch blasser zu werden. Anna verlangsamte ihren Schritt und ging auf das Fenster zu. Professor Stein, der mit verschränkten Armen auf der anderen Seite des Raumes auf sie wartete, wunderte sich. »Anna?«, sagte er halblaut, doch sie ignorierte ihn und starrte weiter durch die Scheibe. Vor Lobrechts Mund bildete sich langsam weißer Schaum und sie hatte das Gefühl, dass Adern in seinem Gesicht hervortraten.

»Hier stimmt irgendwas nicht!«, sagte Anna und legte ihre Handfläche auf die Scheibe. Nun sprang Lobrecht wie von der Tarantel gestochen auf und stürzte sich in ihre Richtung. Anna zuckte zurück, als er fast ungebremst gegen die Scheibe krachte, wobei seine Haut und die Haare einen fettigen Film auf dem Glas zurückließen. Nun rastete er vollends aus und prügelte auf die Scheibe ein wie ein Gorilla. Der Professor zuckte zusammen und schaute erschrocken von einem seiner Mitarbeiter zum

nächsten, die alle ihre Arbeit einstellten und innehielten.

Herr Lobrecht hatte sich inzwischen ausgepowert, trotz seines offensichtlichen Wahns hatte er wohl begriffen, dass er an Anna nicht herankam. Er drückte seine Stirn langsam an die Scheibe und starrte sie mit irrem Blick an. Nach einigen Sekunden unheimlicher Stille, die sich ewig lang auszudehnen schienen, ertönte auf der anderen Seite der Scheibe ein winziges, durch das dicke Glas gedämpftes Geräusch: Herr Seifert nieste.

Alle Blicke hefteten sich an den Mann, der im hinteren Bereich des Raumes auf einem Stuhl saß und das Gesicht verzog – wie ein Kleinkind schien er sich über die unwillkürliche Lautäußerung seines Körpers zu wundern. Doch der Moment der Verwunderung hielt nicht lange an. Nachdem sich seine Augen und die Nasenlöcher noch einmal ein gutes Stück geweitet hatten, schnaubte Herr Lobrecht wie ein Stier, wirbelte herum und nahm seinen Mitpatienten ins Visier. Mit einem anhaltenden Schrei verfiel er in einen wilden Sprint, an dessen Ende er über den Stuhl herfiel und begann, auf Herrn Seifert einzuprügeln. Der versuchte wie benommen, sich der Prügelattacke zu entziehen. Kraftlos ließ er sich von der Sitzfläche hinunterrutschen, woraufhin Herr Lobrecht ins Leere griff, über die Lehne fiel und mit dem ganzen Stuhl umkippte.

Hilfesuchend schaute Anna auf die

umstehenden Männer, die einfach nur verwundert zusahen. Der Professor erwachte endlich aus seiner Starre. »Sedieren, sofort!«, herrschte er seine Mitarbeiter an, die zusammenzuckten und dann hektisch ihre Schreibtische nach Betäubungsmitteln durchsuchten. Pierre joggte derweil zur Glastür des Observationsbereiches und bereitete sich auf einen Kampf vor – sein Blick suchte den Professor, da er offenbar eine Art Zustimmung für seinen Einsatz abwartete.

Doch Seifert war inzwischen wimmernd in Richtung Anna gestolpert, die immer noch dicht an der Scheibe am anderen Ende des Raumes stand. Mit riesigen Sätzen überbrückte Herr Lobrecht die Distanz und schubste seinen Mitpatienten brutal gegen die Scheibe – dann packte er ihn und biss ihm mit voller Kraft in den Hals. Das Blut fing sofort an zu spritzen, Anna sah fassungslos zu und konnte ihren Blick nicht abwenden.

Selbst Pierre zuckte zusammen und packte sich seine Maschinenpistole, die er entsicherte und durchlud – doch der Professor hielt mahnend die Hand hoch. Die Wissenschaftler, unter ihnen Doktor Beckmann, erreichten nun die Tür, zwei von ihnen hatten die chromglänzenden Injektionsgeber in der Hand, mit denen Anna auch schon unfreiwillig Bekanntschaft gemacht hatte. Pierre nickte und lehnte seine Waffe mit einem Fluchen an die Wand, dann riss er die Tür auf, so dass die Wissenschaftler

hindurchstürmen konnten.

Der Professor war inzwischen an Annas Seite geilt und packte sie an den Schultern, doch sie verfolgte weiter wie gebannt den abscheulichen Todestanz der beiden Männer, die inzwischen blutbesudelt waren und den roten Lebenssaft mit ihren zuckenden Körpern über die Glasscheibe schmierten. Wie in Zeitlupe nahm Anna wahr, wie die anderen Männer heranstürmten. Während die Wissenschaftler ihre Injektionsgeber bereit machten, versuchte Pierre, Herrn Lobrecht von seinem Opfer wegzureißen, doch er schien Bärenkräfte zu haben. Pierre versetzte ihm mit voller Kraft einen Faustschlag ins Gesicht, wobei das inzwischen überall verteilte Blut an die Scheibe klatschte. Lobrecht hielt kurz inne, ignorierte Pierre dann aber, um sich wieder über sein Opfer herzumachen. Doktor Beckmann und einer seiner Kollegen packten den rasenden Lobrecht an den Armen und versuchten, diese auseinanderzuziehen, doch er war stärker – mit einem Ruck ließ er die beiden auf sich zutaumeln und bleckte die Zähne. Dann schoss sein Kopf nach vorne wie bei einem angreifenden Reptil und er biss Doktor Beckmann kräftig in den Handrücken, als er sich schreiend losriss, sah Anna einen blutigen Zahnabdruck in seinem Fleisch.

Inzwischen hatte Pierre sich den Schlagstock geschnappt, der an seinem Gürtel hing, und zog ihn Lobrecht mit voller Wucht über den Schädel, so dass

dieser zu Boden ging. Sofort stürzten sich die beiden Wissenschaftler wieder auf ihn und packten jeweils seine Schultern und Hände, die sie so verdrehten, dass er sich nicht mehr bewegen konnte. Wie in einer Geißel hing Lobrecht nun auf den Knien und schüttelte kurz den Kopf, um seine Benommenheit abzuschütteln. Dann schaute er auf und sein irrer Blick heftete sich wieder auf Anna, die zusammenzuckte und nach Luft schnappte. Lobrecht ließ einen gurgelten Ruf los: »Wuuuuuuuuuhhh« und dieser traf Anna tief ins Mark. Sie spürte wieder, wie ihre Knie weich wurden – zum Glück war der Professor zur Stelle, um sie festzuhalten, als sie auf die Knie sankt. Lobrechts Blick blieb an den ihren geheftet und sie fühlte, wie sie in einen dunklen Strudel gesogen wurde, in dem Lobrechts krude Kommunikation endlos wiederhallte. Annas Blick fokussierte sich auf Details seines Blutverschmierten Mundes, auf scharlachrote, schiefe Zähne, in denen sie Hautfetzen zu erkennen glaubte. Das Licht der Neonröhren begann zu flackern und auf einmal bemerkte Anna, wie ihr zusammensackendes Spiegelbild in der Scheibe sich mit der Silhouette des in die Knie gezwungenen Lobrecht zu überlagern begann. Sie sah sich selbst in ihm, vor ihrem geistigen Auge konnte sie genau erkennen, wie die Adern in ihren Augen hervortraten, wie ihre Haut austrocknete und brüchig wurde und vor allem, wie sie sich über ihre blutigen Lippen leckte.

Doch plötzlich endete diese kranke Vision und Anna bemerkte, das es nicht ihre Zunge war, die an ihren Lippen spürte, sondern die Finger des Professors – was hatte er vor? Und was war die andere Wahrnehmung, die in ihr wiederkehrendes Bewusstsein drang? Ein Krach, ein Schrei – und dann die beinahe peinliche Erkenntnis, dass sie es selbst war, die wie am Spieß schrie. Der Professor versuchte nur, sie im wahrsten Sinne des Wortes zu beruhigen, indem er ihr den Mund zuhielt. Anna zuckte zusammen und ließ sich dann auf den Hintern fallen, um dem Griff des Professor zu entkommen. Auf der anderen Seite der Scheibe hatten die Forscher Erfolg gehabt: Zwei leere Injektionsgeber lagen auf dem Boden, zwei Männer zerrten den Regungslosen Lobrecht nach draußen, während drei andere den winselnden und sich auf dem Boden windenden Herrn Seifert verarzteten.

Anna musste sich zwingen, den Blick abzuwenden und starrte schließlich zu Boden, wobei sie schwer schluchzte. Der Professor ging in die Hocke, um ihr die Hand auf die Schulter legen. »Es tut mir leid, dass Sie das mit ansehen mussten«, sagte er halblaut. »Wir hatten nicht damit gerechnet, dass es so bald zu einem aggressiven Ausbruch kommen würde.«

»ICH tue Ihnen leid? Was ist mit diesen armen Menschen?«, schluchzte Anna. Professor Stein verzog das Gesicht und stand auf.

»Das ist schrecklich, gewiss... aber es ist ein neuer Anhaltspunkt«, sagte er. »Unsere Forschung aus dieser Verhaltensanomalie sicher neue Impulse gewinnen.«

»Anomalie?«, schluchzte Anna, »der hat sich in ein gottverdammtes Tier verwandelt!«

»Ich bin mir sicher, dass Herr Lobrecht schon vorher aggressive Tendenzen hatte«, murmelte der Professor. Als sein Blick auf Anna fiel, bemerkte er, dass ihre Nase lief und ihr Hemd schon mit Tränen und Rotze befleckt war. »Möchten Sie sich erst mal frisch machen, bevor wir fortfahren?«, fragte er und Anna nickte stumm. Sie versuchte, tapfer zu sein und ihre Tränen herunterzuschlucken.

»Schicken Sie mir einfach eine Nachricht, wenn Sie soweit sind«, sagte der Professor und eilte seinen Kollegen hinterher, die gerade dabei waren, die Herren Lobrecht und Seifert abzutransportieren.

* * *

Wenige Minuten später stand Anna im Vorraum einer Kliniktoilette. Edle Metall- und Keramikoberflächen vermittelten einen modernen, aber sterilen Eindruck, während ein langer Spiegel sich über die gesamte breite des Raumes erstreckte. Anna hatte sich gerade das Gesicht gewaschen und fühlte sich durch das kalte Wasser erfrischt. Nun betrachtete sie ihr Spiegelbild und fragte sich, ob

schon Anzeichen der Erkrankung zu erkennen waren – die blutgeröteten Augen, die trockene, fahle Haut? Ihre Augen sahen völlig normal aus, die Haut wirkte tatsächlich etwas mitgenommen, aber vielleicht war das auch der Stress. Blass war sie vermutlich auch hauptsächlich wegen der Dinge, die sie soeben hatte mitansehen müssen. Würde sie sich auch in so ein aggressives Monster verwandeln? Oder hatte der Professor recht, und Herr Lobrecht war schon immer so veranlagt gewesen? War vielleicht nur die Frustration darüber durchgebrochen, dass er nicht mehr Herr seiner Selbst war? Oder war diese Attacke doch durch die Krankheit ausgelöst worden, wie bei einer Tollwut?

Es gab nur eine Möglichkeit, das herauszufinden: Sie musste sich genau über die Forschung informieren, so gut es ging dazu beitragen und wenn möglich sogar selbst etwas herausfinden. Das Verhalten von Professor Stein gab ihr jedoch Rätsel auf. Einerseits legte er die typische, altmodische Galanterie an den Tag, die ihr von etwas reiferen Herren schon öfter entgegengebracht wurde. Andererseits war sein Blick oft so kritisch, manchmal auch sein Ton, als würde er sie auf irgendeine Art verachten. Aber auch diese Reaktion auf ihre Person war ihr nicht fremd. Sie war nun wirklich nicht auf den Mund gefallen und auch wenn sie objektiv gesehen bestimmt nicht unattraktiv war, stieß ihre Weigerung, sich durch Make-Up und andere Errungenschaften

der Schönheitsindustrie nicht selbst zu verunstalten, überwiegend auf Missfallen – vor allem, bei Männern mit wenig Selbstbewusstsein oder stark konservativer Weltsicht, und in letztere Kategorie konnte der Professor gut und gerne gehören.

Trotzdem musste da noch irgend etwas anderes sein, denn für einen Mann, der den hippokratischen Eid geschworen hatte, ließ er wirklich erstaunlich wenig Mitgefühl für sie und ihre Mitpatienten erkennen. Es war Zeit, der Sache auf den Grund zu gehen.

Dieser Gedanke machte Anna klar, dass sie den ersten Schock überwunden hatte und nun ihre natürliche Neugier und vor allem Tatkraft die Überhand gewonnen hatten. Sie würde sich von dieser fiesen Krankheit nicht einschüchtern lassen, sondern die Ärmel hochkrempeln und die Sache durchstehen. Als Anna die Toilette verließ, war sie richtig stolz auf sich.

* * *

Als Anna ihr Zimmer betrat, stand ein fremder Mann in weißem Kittel in der Mitte des Raumes und tippte auf ihrem Tablet herum. »Ah, Frau Petersen«, sprach er sie an, nachdem er seinen konzentrierten Blick von dem Gerät abgewandt hatte.

»Ich habe ihnen gerade einen offiziellen Benutzerzugang für unser Intranet angelegt. Jetzt

können Sie nicht nur Daten lesen, sondern auch schreiben. Dadurch stehen Ihnen viel mehr Apps zur Verfügung. Können Sie bitte mal ihren Zeigefinger unten auf das Feld legen?«

Er hielt ihr das Gerät hin und Anna berührte die runde Taste, was mit einem Piepsen quittiert wurde. Der Techniker nahm das Gerät wieder an sich und warf einen Kontrollblick darauf: »Sehr schön, nun ist ihr Fingerabdruck biometrisch gespeichert. Wenn Sie das Gerät so aktivieren, werden Sie automatisch angemeldet. Das kennen Sie bestimmt, oder?«

Anna nickte knapp und der Techniker lächelte. »Unsere Apps sind auch nicht viel anders, als die üblichen Sachen. Den Tagesplan kennen Sie ja wahrscheinlich schon... Sie haben hier einen Messenger mit allen Kontakten der Einrichtung, der wird immer sofort gestartet. Wollen Sie es mal ausprobieren?«

Er gab Anna das Gerät zurück und sie drückte noch einmal auf die runde Start-Taste. Diesmal ertönte eine synthetische Stimme: »System initialisiert, willkommen, Anna. Sie haben keine neuen Nachrichten.«

»Also, wenn Sie den Professor erreichen wollen, können Sie einfach Tippen oder auch Sprach- und Videonachrichten aufnehmen. Der Professor hat mich auch gebeten, Ihnen die Speicherung von Aufnahmen freizuschalten. Damit können Sie Nachrichten einreichen, die sie nach draußen

verschicken wollen.«

»Die schaut sich dann aber jemand an, bevor sie zugestellt werden, oder?«, fragte Anna mit erhobenen Augenbrauen.

»Ja, das stimmt«, gab der Techniker zu, »das geht leider nicht anders. Wenn ich könnte ...«

»Gar kein Problem«, schüttelte Anna den Kopf, »unsere normalen Emails werden ja schließlich auch alle gelesen.«

Der Mann schaute sie etwas verdutzt an. »Also, wenn Sie auf den PRISM-Skandal anspielen, rein technisch gesehen ...«

»Das war nicht ernst gemeint«, winkte Anna ab. »Ich verstehe die Lage ja, also kein Problem.«

Das Gerät piepste und eine Nachricht erschien auf dem Bildschirm. Ein kleines Portrait von Professor Stein teilte ihr mit, dass sie zur ›Schleuse‹ kommen möge, wenn sie soweit sei.

»Schleuse«, las Anna vor, »ist das dieses Science-Fiction-Ding im Observationsraum?«

»Das meiste hier im Haus hätte man noch vor wenigen Jahren als Science-Fiction bezeichnen können«, grinste der Techniker. »Aber ja, Sie meinen das Richtige. Das ist der Zugang zum sterilen Bereich des Institutes, dazu gehört auch das persönliche Labor des Professors.«

»Ich bin mir sicher, Pierre kennt den Weg«, sagte Anna lakonisch und legte das Tablet wieder auf ihr Bett.

* * *

Die besagte Schleuse war tatsächlich beeindruckend. Ein dicker Rahmen aus poliertem Metall umgab zwei Schiebetüren mit einem etwa vier Quadratmeter großen Raum dazwischen. Das Innere war mit Keramikpaneelen verkleidet, zwischen denen sich mehrere Displays und LEDs befanden, Decke und Boden waren schwarz vergittert. Professor Stein wartete bereits davor, als Anna und Pierre dort ankamen.

»Vielen Dank, Pierre, ich übernehme dann«, sagte der Professor, was Pierre mit einem verwunderten Blick quittierte, doch nach einem energischen Nicken seines Chefs deutete er einen Diener an und ließ die beiden alleine.

Anschließend drückte der Professor einen großen, roten Taster am Türrahmen, so dass die Glasscheibe zur Seite glitt. Nachdem sie eingetreten waren schloss sie sich wieder und mit einem lauten Surren sprangen diverse Lüfter und Motoren an. Über diesen Lärm erklang eine weibliche Computerstimme: »Bitte verifizieren sie Ihre Zugangsberechtigung.«

Professor Stein hielt seine Smartwatch, die in diesem Moment eine Art QR-Code zeigte, an ein Display mit Kamera und ein Piepen ertönte.

»Danke, Professor«, vermeldete das System, »Dekontamination beginnt. Bitte nicht mehr tief

einatmen.«

Aus Düsen in der Decke strömte eine ein leichter Nebel, der ganze Raum wurde in Schwarzlicht getaucht. Professor Stein warf einen Kontrollblick auf den Monitor, der ein Bild von ihm und Anna anzeigte. Der Professor betrachtete es für einen Moment und tippte dann auf das Display. Anschließend wurde das Licht wieder normal und eine weitere Gruppe von Ventilatoren sprang an, die einen deutlich spürbaren Sog erzeugten. Die Schleusentür auf der anderen Seite öffnete sich. »Dekontamination abgeschlossen«, verkündete die Stimme, »haben Sie einen schönen Tag.«

Nachdem sie einen kurzen Gang durchschritten hatten, betraten sie Professor Steins Labor. Auch hier bot sich das übliche Bild der Einrichtung; es dominierten blitzebLANKE Metalloberflächen mit Elementen weißer Keramik. Gleißende LED-Beleuchtung ließ die vielen exotisch anmutenden Geräte und Apparaturen futuristisch glänzen und schimmern. An der Rückwand hing eine ganze Flotte ultrahochoaufgelöster Monitore, die überwiegend computertomografische Aufnahmen von Gehirnen zeigen.

Professor Stein schritt auf diese Displays zu und deutete ohne großartige Vorrede auf die Abbildungen: »Schauen Sie sich diese Bereiche hier mal an...«

»Sind das echte Gehirne oder

Computersimulationen?«, fragte Anna dazwischen.

»Das sind aktuelle CRT-Scans unserer Patienten«, schob der Professor kurz ein und fuhr dann fort, wobei er kreisende Bewegungen mit der Hand machte.

»Die Gehirnstruktur ist hier angegriffen, das Hirn wird von kleinen Höhlen geradezu durchsetzt.« Er deutete auf einen anderen Bereich und ließ seinen Zeigefinger dann weiter wandern: »Dies ist der visuelle Cortex, und an dieser Stelle wird das Raumgefühl in Mitleidenschaft gezogen.«

Er machte ein paar Schritte zur Seite und wandte sich einem anderen Bildschirm zu. »Bei dieser Aufnahme von einem späteren Stadium haben Sie hier ganz deutliche Verluste im Sprachzentrum. Dieser Teil des Gehirns hat bereits eine schwammartige Struktur.«

Anna schaute ehrfurchtsvoll auf die Darstellung, auch wenn Sie zugeben musste, dass die Unterschiede zu dem anderen Bild nicht gerade gravierend waren. Aus der Nähe sah sie dann aber doch, dass der vom Professor angezeigte Bereich von unzähligen kleinen, dunklen Flecken durchsetzt war und dadurch fast schon porös wirkte. Professor Stein wandte sich Anna zu und schaute sie ernst an. »Ich möchte nun Ihre Gehirnströme aufzeichnen, um sie als Vergleichswert zu nutzen. Danach machen wir das Computertomogramm.«

Während dieser Worte ging der Professor zu

einer Liege, neben der ein Display stand, das mit einem regelrechten Strauß aus Kabeln verbunden war. »Bitte, setzen Sie sich«, sagte er, als er begann, die mit Saugnäpfen bewehrten Kabelenden auseinander zu sortieren.

»Okay«, sagte Anna knapp und sobald sie saß, begann der Professor, die Gummipfropfen mit einer Flüssigkeit zu bestreichen und sie an Annas Schläfen zu befestigen. Er tippte auf dem Bildschirm herum und sofort erschien eine ganze Reihe bunter Linien, die sich schnell über das Display bewegten.

Der Professor drehte sich zur Seite: »Bitte schauen Sie jetzt hier herüber.«

Er deutete auf eine Lampe und drückte eine Schaltfläche am Bildschirm, woraufhin ein stroboskopisches Flackern einsetzte. Nach einigen Sekunden hörten diese Lichtblitze auf und Professor Stein blickte konzentriert auf den Monitor.

»Und, erkennen Sie schon etwas?«, fragte Anna mit leichter Besorgnis in der Stimme. Professor Stein schüttelte den Kopf: »Nein, der Computer muss die Werte erst ausführlich analysieren und mit den anderen gespeicherten Daten vergleichen.«

Er zog einen Bereich einer der bunten Kurven größer auf, indem er mit zwei Fingern über den Monitor wischte, dann runzelte er die Stirn. »Obwohl, Sie haben ein wenig empfindlich auf das Licht reagiert...«

»Ich habe auch schon gestern so flackernde

Lichter gesehen«, sagte Anna schnell. »Wie meinen Sie das?«, hakte der Professor nach.

»Als ich diese Schwächeanfälle hatte, da habe ich erst so ein Flackern gesehen... und dann ganz komische Bilder... wie Halluzinationen.«

der Professor schaute sie verwundert an.

»Das hat doch bestimmt auch mit dem Virus zu tun, oder?«, fragte Anna. »Wenn Sie sagen, dass er die visuellen Zentren des Gehirns irgendwie verändert?«

»Damit meine ich eher Dinge wie den Verlust des räumlichen Sehens oder des Farbempfindens... bisher hat niemand von einem Flackern berichtet.«

»Es hat mich irgendwie an ein Stroboskop erinnert, wie auf einer Tanzfläche.«

Professor Stein nickte. »Regelmäßiger Drogenkonsum kann das Gehirn auf zahlreiche Weise schädigen. Da kann es durchaus zu Wechselwirkungen kommen.«

»Was genau meinen Sie denn jetzt damit?«, fragte Anna etwas erbost.

»Das kann ich Ihnen noch nicht genau sagen«, antwortete der Professor nüchtern, »wir konnten aus ihren Blutproben noch keine Eindeutigen Schlüsse ziehen. Es wäre hilfreich, wenn Sie uns da ein bisschen entgegenkommen würden.«

»Ehrlich gesagt verstehe ich nicht so ganz, wovon Sie reden, aber ich kann ihnen versichern, dass ich kein durchgeknallter Junkie bin, der am

hellichten Tag irgendwelche Filme schiebt, ohne etwas genommen zu haben!«

Professor Stein schüttelte den Kopf. »Wie Sie meinen, Anna. Mir ist jedenfalls bisher noch nichts von derartigen Halluzinationen zu Ohren gekommen. Es wäre sehr interessant, wenn wir die Hirnstrommessungen von so einem Vorfall bekommen könnten.«

»Ich kann aber nicht auf Kommando irre werden«, sagte Anna leicht angesäuert. »Abgesehen davon wäre es mir auch viel lieber, wenn ich das nie wieder erleben würde! Es ist sehr unangenehm.«

Professor Stein schaute sie ausdruckslos an. »Wenn das wirklich eine Folge der Erkrankung ist, muss ich Ihnen leider sagen, dass es wohl in Zukunft immer häufiger auftreten wird. Mann kann die Symptome aber kurzzeitig durch Gabe von Adrenalin in die Blutbahn unterdrücken...«

»Gibt's da Tabletten für?«, fragte Anna interessiert nach.

»Nur Injektionen, fürchte ich. Aber nach dem schrecklichen Gewaltausbruch von Herrn Lobrecht heute müssen wir diese Therapieform sowieso noch einmal überdenken. Denn ich glaube, in diesem Stadium würde das Adrenalin solche Aggressionen eher noch fördern.«

Das Display gab nun einen Piepton von sich und Professor Stein wandte sich dem Bildschirm zu. Nach kurzer Betrachtung nahm er Anna die

Elektroden ab.

»Das reicht erst einmal, wir haben genug saubere Daten aufgezeichnet. Lassen Sie uns zur Tomografie gehen.«

Anna war überrascht. »Wie, das war's schon? Hier stehen doch noch tausend andere Apparate, müssen Sie mich da nicht auch anschließen?«

Professor Stein hob amüsiert die Augenbrauen. »Wohl weniger, denn das meiste davon braucht man für die Manipulation von Genen. Das ist schließlich das Spezialgebiet dieser Einrichtung. Wir haben schon künstliche Zellen hergestellt, die in der Blutbahn des Menschen bestimmte Aufgaben erfüllen können, wie zum Beispiel den Abbau von Arterienblockaden.«

»Sind das dann sowas wie Nanomaschinen? Wenn die künstlich hergestellt werden, dann müsste mein Immunsystem die doch auch im Blut angreifen, oder?«

Professor Stein nickte anerkennend. »Das haben Sie nicht unrecht – die Körperabwehr ist in so einem Fall normalerweise sogar so heftig, dass sie sofort sterben würden. Doch zum Glück gibt es bereits ein anderes Präparat aus unserer Entwicklung, welches die meisten Abstoßreaktion unterbindet.«

Er drehte einen in der Nähe stehenden Bildschirm, der an einem Schwenkarm hing, herum, so dass Anna eine Computergrafik von einem mäandernden Zelle sehen konnte. »Ein

eindrucksvolles Beispiel, wie hervorragende Genforschung funktionieren kann. Theoretisch haben wir ja auch schon T-Lymphozyten entwickelt, also Killerzellen, die das Virus vernichten können. Uns fehlt nur der genaue Bauplan des Virus, damit unsere Zellen es zuverlässig erkennen und dann zerstören können.«

Anna hörte interessiert zu. »Davon habe ich auch schon gehört.«

Der Professor war beeindruckt. »Ich wusste gar nicht, dass Sie...«

»Sie wissen doch sonst so viel über mich«, unterbrach Anna ihn frech. »Das mit den Drogen und so!«, half sie ihm auf die Sprünge. »Ich verkaufe nicht nur einfach so Drogen, ich interessiere mich auch dafür, wie sie wirken und was es für Möglichkeiten gibt, zu garantieren, dass sie sicher sind.«

Doktor Stein legte den Kopf schief. »Ist das so?«

»Allerdings, Professor. Offenbar ist das ja nicht so ihre Szene, aber ich bin ehrenamtliches Mitglied einer Gruppe namens ›Adam and Rave‹. Wir analysieren Drogen, um über soziale Medien und unsere App Empfehlungen oder Warnungen auszusprechen. Wir sind manchmal sogar in den Clubs mit Schnelltests vor Ort, wo die Leute ihre Sachen testen lassen können, bevor sie sich die Dinger reinpfeifen.«

Das schien den Professor wirklich zu

beeindrucken.

»Ich lese mir viele Artikel zum Körpereigenen Stoffwechsel, Rezeptoren und deren Manipulation durch und so weiter. Gentechnik kommt da am Rande natürlich auch vor.

»Dann haben Sie ja vielleicht schon von den Genom-Viren gehört«, sagte der Professor mit neu gewonnenem verschwörerischem Respekt in der Stimme. »Sie könnten flächendeckend als biologische Waffe eingesetzt werden, weil sie nur Lebewesen mit bestimmten genetischen Eigenschaften angreifen würden.«

Anna schaute ihn angewidert an. »Sie meinen, dann würden nur Leute getötet, die zum Beispiel eine bestimmte Hautfarbe haben?«

»Zum Beispiel«, sagte der Professor. »Oder auch nur eine bestimmte Haar- oder Augenfarbe, wenn man es weniger reißerisch formulieren will – oder sogar nur Menschen, die bestimmte dominante Gene haben, die eine gewisse Krebsart auslösen können.«

»Womit es dann schon wieder moralisch vertretbar wäre, so eine Waffe einzusetzen?«, fragte Anna zynisch.

»Natürlich nicht«, wiegelte der Professor ab. »Ich sage nur, es ist das selbe Prinzip. Wir wollen die Gentechnik einsetzen, um ein bestimmtes Element zu identifizieren und dieses dann vernichten.«

Anna schaute ihn skeptisch an. »Gentechnik

hat für mich immer etwas davon, Gott spielen zu wollen«, sagte sie schließlich trocken. Der Professor verzog das Gesicht. »Es geht weniger darum, Gott spielen zu wollen, als ihm unter die Arme zu greifen. Der Körper hat bereits seine eigenen Nanomaschinen, es ist absolut unglaublich, was die körpereigene Immunabwehr zu leisten vermag. Ob man nun glaubt, dass das geplant durch eine Schöpfung entstanden ist oder sich durch eine Jahrmillionen dauernde Evolution immer mehr verfeinert hat, ist mir eigentlich egal.«

Anna nickte, auch wenn sie persönlich nicht an einen weißhaarigen Schöpfer glaubte, der körperlos im Universum herumschwebte, konnte sie sich mit diesem Gedankengang anfreunden. Professor Stein fuhr fort: »Fakt ist aber auf jeden Fall, es gibt auch eine andere Seite. Wenn man sich die Funktionsweise von Krebszellen oder auch Viren wie dem HI-Erreger anschaut, ist das einfach nur teuflisch. Den HIV, oder auch diese brutale Krankheit, mit der wir es jetzt hier zu tun haben, kann man durchaus als Neuentwicklungen bezeichnen. Von daher ist es ein Rennen, ein Wettkampf, und wenn man sich das Leid anschaut, das durch solche Krankheiten entsteht, kann man meiner Meinung nach schon von einem Kampf ›gut‹ gegen ›böse‹ sprechen. Und ich will auf jeden Fall verhindern, dass Unschuldige durch irgendwelche satanischen Umtriebe zu leiden haben.«

»Wenn die Krankheit noch keinen Namen

hat... wird sie dann nach Ihnen benannt werden?«, fragte Anna unvermittelt. Der Professor schaute sie verblüfft an. »Das will ich doch nicht hoffen!«, sagte er. »Aber Sie haben recht; wir sind momentan in der weltweiten Forschung ganz vorne mit dabei. Von daher wird es mir und meinen Kollegen vermutlich vorbehalten sein, diese Erreger zu benennen.«

Das Display neben ihm gab wieder ein Piepsen von sich und zog damit seine Aufmerksamkeit auf sich. »Dann mache ich mich mal an die Arbeit«, sagte er. »Ich denke, Sie haben jetzt etwas Ausdauertraining auf dem Programm?«, fragte er an Anna gerichtet. »Das stimmt, aber Lust habe ich eigentlich nicht...«

»Es ist aber wichtig, Anna. Sie müssen ihren Kreislauf in Schwung halten und ihre Abwehrkräfte stärken! Und vergessen Sie nicht, ihre Medikamente zu nehmen!«

»Zu Befehl!«, sagte Anna und deutete ein Salutieren an, was den Professor verwundert grinsen ließ.

»Ich bringe Sie zur Schleuse«, sagte er und stand auf.

* * *

Nachdem Anna ihr Sportprogramm absolviert hatte, fühlte sie sich tatsächlich besser. Alles war Minutiös durchgeplant – Strampeln auf dem Ergometer, ein

Ausflug auf dem Laufband und einige leichte Fitnessübungen. Schön abwechslungsreich, so verflog die Zeit und es wurde nicht zu langweilig. An diese Art von Workout könnte Anna sich schon gewöhnen – außerdem machte es aus irgendeinem Grund den Kopf frei. Die wenigen Male, wo sie es mit Joggen versucht hatte, war parallel zu ihrem Körper auch ihre Gedankenmaschinerie auf Volldampf gelaufen – Sorgen, Zweifel und Selbstvorwürfe hatten ihr die sportliche Betätigung ganz schnell vermiest. Aber bei diesem Trainingsprogramm musste man auf Zack sein, die nächste Übung wurde auf den überall im Raum verteilten Displays mit Countdowns und gesprochenen Einführungen duchgetaktet, so dass großartige Denkpausen gar nicht möglich waren. Sie begab sich in den Duschbereich, auch hier war kein Mensch zu sehen. Offenbar war in der Einrichtung alles auf Unisex ausgerichtet, was sie aber nicht störte, denn schließlich waren sogar die Duschen wie großzügige, abschließbare Suiten angelegt – Quasi wie ein kleines Badezimmer neben dem anderen. Etwas unangenehm fiel ihr allerdings auf, dass es sich immer mehr zu bestätigen schien, dass das Personal des Professors zu einhundert Prozent aus Männern bestand. Als einzige Frau fühlte sie sich wie ein Fremdkörper, unterschwellig sogar etwas bedroht – aber das konnte natürlich auch daran liegen, dass tatsächlich ihr Leben in Gefahr war. Trotzdem komisch, dass der Professor offensichtlich keinerlei

Frauenquoten einhielt. Aber wenn auch sein Sohn hier in einer hohen Position arbeitete, deutete das daraufhin, dass er wohl machen konnte, was er wollte. Im positiven Falle konnte man das vielleicht darauf zurückführen, dass er eine solche Koryphäe war, dass ihm vollkommen freie Hand gelassen wurde und er bis ins letzte Detail seine persönlichen Wünsche ausleben konnte. Und dass er ein merkwürdiges Verhältnis zu Frauen hatte, war sowieso deutlich. Einerseits verhielt er sich wie ein adeliger Gentleman der Jahrhundertwende, andererseits spürte Anna auch eine gewisse Verachtung... und wenn sie ganz sensibel in sich hineinhorchte, vielleicht sogar eine Spur von Angst vor Frauen in seinem Verhalten. Ja, das war eine Erkenntnis, die sie nun nach dem Sport einfach hatte. Eigentlich komisch, da sie während des Trainings über gar nichts nachgedacht hatte. Doch dieses Phänomen kannte sie von besonders ausdauernden Sessions im Club: Wenn man sich erst einmal in eine gedankenlose Trance getanzt hatte, wurde man damit hinterher mit Antworten auf Fragen belohnt, die man sich nie gestellt hatte.

Mit diesen Überlegungen hatte Anna auch ihre Körperpflege beendet, sich nach der Dusche abgetrocknet und angekleidet. Im Vorraum gab es ein kleines Fenster und sie stellte überrascht fest, dass es draußen bereits dunkel war. Sie machte sich auf den Weg in ihr Zimmer und bemerkte dabei, dass ihr niemand mehr auf Schritt und Tritt folgte.

Anscheinend vertraute der Professor ihr etwas mehr – das freute sie.

Auf dem Weg zu ihrem Zimmer wunderte sich Anna mal wieder, wie leer es in den langen Gängen des Instituts war. Und musste die Beleuchtung denn wirklich so grell sein? Das Licht schmerzte förmlich in ihren Augen. Plötzlich überkam Anna ein Schwindel und mit ihm ein ungueter Gedanke – war diese Lichtempfindlichkeit vielleicht schon ein Symptom ihrer Krankheit? Sie würde den Professor fragen müs

Plötzlich nahm Anna eine schnelle Bewegung in ihrem Augenwinkel wahr und einen Sekundenbruchteil später spürte sie einen dumpfen Schmerz in ihrer Seite. Vor Schreck blieb ihr fast die Luft weg, doch sie begriff schnell, dass sie sich an einer Kreuzung zu dicht an der Wand gehalten hatte und jemand, der es sehr eilig hatte, mit ihr zusammengestoßen war. Aufgrund des sowieso schon vorhandenen Schwindels und der Überraschung verlor sie das Gleichgewicht, doch bevor sie zu Boden ging, wurde sie von einer Hand gepackt und wieder aufgerichtet. Verdutzt schaute sie in das Gesicht des Mannes, es war Doktor Stein, der eben so erschrocken schien, wie sie selbst. Er murmelte eine Entschuldigung, doch bei Anna kam nichts davon an – sie sah, wie er seine Lippen bewegte, doch außer einem langgezogenen Piepton hörte sie nichts. Erschrocken schaute sie auf die

Hand des Doktors, die immer noch ihren Arm umklammerte – es lief dort Blut aus einer Wunde, sehr viel Blut, und wieder hatte Anna das Gefühl, dass ihr der Boden unter den Füßen weggezogen wurde. Sie stürzte und prallte auf, doch sie landete im Stand. Der Klang ihres Aufpralls wurde zu einem dunklen Bass-Schlag, der sich wiederholte – wieder und wieder im Takt ihres Herzschlags.

Sie war wieder im Club. Stroboskop und Laserflächen schnitten durch die neblige Luft. In der Masse der tanzenden tauchte auf einmal Doktor Stein auf, wie angewurzelt stand er da und reagierte überhaupt nicht auf die schwitzenden, zuckenden Leiber um ihn herum. Er fixierte Anna mit einem toten, vorwurfsvollen Blick. Langsam streckte er die Hand aus, zeigte erst auf sie, dann zur Seite. Anna folgte seiner Geste mit ihrem Blick und landete bei der Bar. Dort stand wie immer eine Menschenmassen, die den Tresen belagerte – die Menschen waren konturlos und dunkel. Doch nun ging ein Licht an, David stand in einem engen Oberteil da und bestellte sich mit einem Handzeichen einen Drink. Anna ging erfreut auf ihn zu, endlich ein freundliches Gesicht. Doch als sie ihn fast erreicht hatte, wurde sie brutal von der Seite angerempelt. Was ist das für ein Idiot! Wütend wirbelte sie herum. Ein stämmiger Kerl geht einfach weiter, schaute sie nur strafend über die Schulter an mit seinen kleinen Schweineaugen. Irgendwoher kannte sie den Typen, doch da verschwindet er auch

schon wieder in der dunklen Masse. Mit einem letzten Blick erhaschte Anna einen Blick auf seinen Handrücken, auf dem eine blutende Bisswunde klaffte. Anna schüttelte den Kopf und ging lieber zu David. »Alles okay bei Ihnen?«, fragte er sie mit einem breiten Grinsen. Er sah wirklich zum anbeißen aus, aber ein bisschen dumm war er ja auch – warum siezte er sie jetzt bloß? Sie antwortete etwas freches, doch er schien sie nicht zu hören. »Alles okay bei Ihnen?«, fragte er wieder. Anna setzte an, etwas zu sagen, doch er schnitt ihr sofort wieder das Wort ab: »Alles okay bei Ihnen?«

Wieder fiel Anna in ein schwarzes Loch.

»Alles okay bei Ihnen?«

Anna blinzelte. Sie saß im Flur auf dem Boden, vor ihr kniete Herr Schulzendorf, der Nachtpfleger. »Alles okay bei Ihnen?«, fragte er zum wiederholten Male. Anna wischte sich mit der Hand über das Gesicht. »Ich glaube, ich brauche erst mal eine Adrenalin Turbo!«

Herr Schulzendorf glotzte sie verwundert an. »Eine Tablette mit Adrenalin? Ich fürchte, wir haben nur –«

»Ein Scherz«, winkte Anna ab, »was ist passiert?«

»Doktor Stein hat mich gerufen. Er ist wohl mit ihnen zusammengestoßen und sie haben das Bewusstsein verloren. Er musste ganz dringend ins

Labor, deswegen ist er dann los, als ich angekommen bin.«

»Okay, es geht schon wieder«, sagte Anna und versuchte aufzustehen, was aber gar nicht so einfach war. Der Pfleger hielt ihr seine Hand hin, sie schlug ein und ließ sich hochziehen. Dann rieb sie ihre Armbeuge, sie konnte fast schwören, dass sie von dem Zusammenprall in ihrer Vision irgendwie weh tat. Aber sie war ja auch in Wirklichkeit mit jemandem zusammengestoßen, fiel ihr dann ein. Zögerlich machte sie ein paar unsichere Schritte in Richtung ihres Zimmers.

»Moment mal«, hielt Herr Schulzendorf sie auf. Sie drehte sich um und schaute ihn verwirrt an. »Sie haben hier was verloren«, sagte er und hielt ihr stolz einen zusammengefalteten Zettel hin.

»Das ist nicht...«, setzte sie an, doch vor ihrem geistigen Auge flammte noch einmal die geisterhafte Gestalt von Doktor Stein auf, die ihr etwas mitzuteilen wollen schien. Ihrem Instinkt folgend schnappte sie sich das Papier. Sie drehte sich von dem Pfleger weg und machte einen weiteren Schritt in Richtung ihres Zimmers, als sie die Notiz auseinanderfaltete. Es war ein fotokopierter Zeitungsartikel – »Vergewaltigt und ermordet?«, lautete die Überschrift, darunter das Bild einer Frau Mitte fünfzig. Herr Schulzendorf näherte sich wieder, wobei er sagte, »Oder hat Doktor Stein das fallen lassen?«

Schnell begann Anna, die Seite wieder zusammenzufalten. Aus dem Augenwinkel fiel ihr noch auf, dass das Wort »Geräteraum 3« unten mit Kugelschreiber vermerkt war. »Das ist bloß Müll«, sagte sie, zerriss das Blatt in mehrere Streifen und warf sie demonstrativ in den nächsten Papierkorb

* * *

Als Anna ihr Zimmer betrat, ging wie immer das Licht an – es wirkte immer noch unangenehm hell. Schnell schnappte sich Anna das Tablet von ihrem Bett und aktivierte es mit ihrem Fingerabdruck. »Willkommen, Anna«, sagte die Computerstimme. Von der Wand her ertönte ein Surren und Klackern, als ein paar Tabletten in eine Schale fielen. »Bitte vergessen Sie nicht ihre Medikation«, mahnte die Stimme, während Anna zur Raumsteuerung navigierte und die Beleuchtung dimmte. Sie überlegte kurz, schaute sich um – und machte das Licht dann ganz aus. Der Raum wurde jetzt nur noch von den grünen Streifen am Boden illuminiert, die den Weg zum Ausgang wiesen. Das war vollkommen ausreichend. Auf die Tabletten hatte sie eigentlich keine Lust – wer wusste schon, was da alles drin war?

Sie fuhr die Rückenlehne des Betts hoch und lehnte sich an, wobei sie weiter an dem Tablet herumspielte. Vielleicht sollte sie mal diese Videonachricht für ihre Freunde aufnehmen? Sie

startete die App und betrachtete nachdenklich den Bildschirm. Die Kamera zeigte ihr fahles, dunkles Gesicht, wegen des Mangels an Licht war das Bild total verrauscht, man sah sie fast nur als Silhouette. Dann schaltete das Gerät auf eine Art Infrarotmodus – Auf einmal schien ihre Haut grün zu leuchten und ihre Augen bekamen einen geisterhaften, fast schon außerirdisch wirkenden Glanz. Mit anderen Worten: Sie sah aus, wie sie sich fühlte.

Abgestoßen legte Anna das Tablet beiseite, mit einem letzten Wischen beendete sie das Programm. Warum sollte sie überhaupt noch jemandem schreiben? In ein paar Wochen war sie wahrscheinlich sowieso tot. Sie spürte, wie das Wasser in ihren Augen stieg. Was sollte sie jetzt tun? Großartig herumphilosophieren, wie sie ihre letzten Tage verbringen sollte? Woher kam auf einmal dieser Gedanke, dass sie ihrer Nachwelt etwas hinterlassen musste? Wenn sie tot war, würde sich schon bald niemand mehr an sie erinnern.

Als die düsteren Gedanken begannen, sie in den Würgegriff zu nehmen, bäumte Anna sich innerlich dagegen auf und gewann die Kontrolle über ihren Geist zurück. Sie konnte sowieso nichts machen, dachte sie sich, also warum sollte sie sich jetzt quälen. Doch so sehr sie sich auch Mühe gab, auf sich selbst beruhigend einzuwirken, wusste sie, das würde nicht lange vorhalten. Von der Wand ertönte ein Piepsen – die Tabletten. Klar, sie konnte sie einfach aus dem

Spender herausnehmen und irgendwo hinlegen. Dann würde das Teil schon Ruhe geben. Aber wahrscheinlich war es am besten, wenn sie sie einfach nehmen würde – sie war sich ziemlich sicher, dass da auch Antidepressiva hineingemischt waren und sie wollte ja schlafen. Außerdem, vielleicht konnte sie wenigstens der Wissenschaft, und damit auch ihrer Nachwelt, etwas hinterlassen, indem sie wenigstens ein paar Ergebnisse als Versuchskaninchen lieferte. Sie warf sich die Pillen alle auf einmal in den Mund und schluckte sie hinunter.

5.

Mitten in der Nacht wachte Anna aus ihrem unruhigen Schlaf auf. Sie hatte das Gefühl, eine Präsenz zu spüren und horchte angespannt in die Dunkelheit. Schon bald war sie sich sicher: Sie war nicht allein. Erst hörte sie ein kurzes Rascheln, dann etwas, das wie ein Atmen klang. Ihr fiel ein, dass sie die Sprachsteuerung in den Zimmereinstellungen ihres Tablets angeschaltet hatte und drückte auf die Sensortaste.

»Computer, Licht!«, sagte sie und mit einem Schlag wurde es hell. Anna zuckte zusammen, als sie sah, dass Doktor Beckmann am Fußende ihres Bettes

stand. Teilnahmslos schaute er sie an, wobei er sich Gummihandschuhe überzog. Anna rutschte auf ihrem Bett Richtung Kopfende und zog ihre Knie an sich heran. Doktor Beckmann sagte kein Wort, stattdessen rollte er einen kleinen Trolley, den er offenbar mitgebracht hatte, näher ans Bett heran. Darauf war silbernes OP-Besteck ausgebreitet. Liebevoll wählte er ein großes Skalpell aus, das er anschließend drohend durch die Luft bewegte, wobei er Anna herausfordernd angrinste und sich ihr näherte.

Endlich überwand Anna ihre Schockstarre. Sie stützte sich blitzschnell auf die Hände, ließ ihre Beine nach vorne schnellen und trat Beckmann mit aller Kraft gegen die Brust. Ohne einen Mucks von sich zu geben, taumelte er zurück und kippte schließlich um. Anna hechtete aus dem Bett und rannte zur offenen Tür. Doch als sie diese beinahe erreicht hatte, tauchte auf einmal Doktor Stein im Türrahmen auf. Er packte sie am Arm, und an seinem diabolischen Blick erkannte Anna sofort, dass sie gar nicht erst lange diskutieren musste – auch er steckte in dieser Sache mit drin!

Anna prüfte kurz seinen Griff; er war fest wie ein Schraubstock. Sie verzichtete deswegen darauf, weiter mit ihm zu ringen, sondern rammte ihm gleich ihr Knie in den Unterleib. Doktor Stein krümmte sich vor Schmerzen, gab aber auch wieder keinen Laut von sich. Stattdessen schien er leicht wie eine Feder zu Boden zu gleiten. Doch aus dem Augenwinkel sah

Anna, dass Doktor Beckmann bereits wieder aufgestanden war und auf sie zukam, in der Hand hatte er jetzt einen der silbern funkelnden Injektionsgeber.

Anna nahm die Beine in die Hand und raste den Flur hinunter. Die beiden Männer hefteten sich an ihre Fersen und Anna rannte so schnell ihre Beine sie trugen. Der Boden fühlte sich rutschig an, sie schien kaum Haftung zu haben und hatte zunehmend das Gefühl, überhaupt nicht voran zu kommen. Der gleichförmig aussehende Gang schien sich ewig hinzustrecken, immer die gleichen Türen, Lampen und die endlos gezogenen blauen Leisten.

Endlich erreichte sie eine Kreuzung und entschied sich dafür, nach rechts abzubiegen – doch als sie die Ecke erreicht hatte, rannte sie ungebremst in Professor Stein hinein! Durch den Aufprall ging sie zu Boden und rutschte über den glattpolierten Flur, wobei sie den verdutzt dreinblickenden Professor noch ein Stück vor sich herschob. Sie versuchte, freizukommen und aufzustehen – sie musste dem Professor erklären, was los war!

Doch ihr Mund war von der Aufregung so trocken, dass sie nicht sprechen konnte, und auf dem glitschigen Boden fand sie keinen Halt, aufzustehen. Der Professor glitt dagegen Mühelos in den Stand, wie in Zeitlupe richtete er sich auf, als würde er schweben. Dabei sah er Anna vorwurfsvoll in die Augen und griff dann in seine Kitteltasche. Zu ihrem

entsetzen zog er eine kleine, silberne Pistole hervor – eine Walther PPK wie aus Agentenfilmen, wie Anna zu erkennen glaubte. Mit dem Ding zielte er nun genau auf ihren Kopf!

Anna wollte schreien, doch es kam kein Ton zustande. Stattdessen hörte sie nur ihren eigenen Herzschlag, der immer lauter wurde. Der Professor krümmte seinen Zeigefinger und ein Schuss hallte durch den Gang. Anna wirbelte herum, denn es war ganz offensichtlich nicht sie, die getroffen worden war. Neben ihr stürzte Doktor Stein auf den Boden, der Professor hatte ihm ins Bein geschossen!

Direkt hinter ihm war jedoch Doktor Beckmann, und der zog in vollem Lauf sein großes Skalpell aus der Kitteltasche und ließ es wie ein Messerwerfer durch die Luft sausen. Entsetzt sah Anna mit an, wie es Professor Stein am Hals traf und sich tief hinein bohrte. Mit einer ruckartigen Bewegung riss der Professor es heraus und Anna wurde von einer regelrechten Blutdusche getroffen. Der warme Lebenssaft sprudelte auf sie herunter und hörte gar nicht mehr auf. Wieder ließ Anna einen spitzen Schrei los, und diesmal hörte man ihn überdeutlich. Seine schrille Frequenz schien die Wände erzittern zu lassen, doch Doktor Beckmann beeindruckte das alles nicht. Mit einem gierigen Grunzen stürzte er sich auf Anna, mit seinem Gewicht presste er sie brutal auf den Boden. Er zog den Injektionsgeber, rammte ihn Anna an den Hals und

drückte ab. Als sie das Bewusstsein verlor, spürte sie noch, wie seine fleischige Zunge ihr langsam über die Wange leckte.

* * *

Schweißgebadet schreckte Anna hoch, sie saß nun aufrecht im Bett und blickte schnell suchend umher. Die Erkenntnis, dass sie nur geträumt hatte, ließ ein herrliches, wärmendes Gefühl in ihr aufkommen, als würde jemand sie in eine warme Decke wickeln. Bei diesem Gedanken bemerkte sie, dass sie total durchgefroren war – sie musste sich freigestrampelt haben. Außerdem schmerzte ihr Hals, er war wirklich so trocken wie in dem Traum. Plötzlich ertönte ein schrilles Geräusch und es wurde hell. Anna zuckte zusammen, stellte aber nach der ersten Schrecksekunde fest, dass lediglich ihr Tablet angesprungen war. Auf dem gleißend hellen Display erschien das Bild eines recht unausgeschlafenen wirkenden Maik Schulzendorf.

»Frau Petersen, ist alles in Ordnung bei Ihnen?«

Anna schluckte trocken. »Ja, klar ... alles in Ordnung«, brachte sie schließlich hervor.

»Ich dachte, ich hätte gerade einen Schrei aus ihrem Zimmer gehört?«

»Das ... das kann sein«, murmelte Anna, »ein Albtraum.«

»Verstehe. Haben Sie noch genügend Beruhigungsmittel?«, fragte Schulzendorf.

»Ja, habe ich... aber die brauche ich vielleicht gar nicht. Wahrscheinlich muss ich nur mal aufs Klo.«

»Okay, sagen Sie Bescheid, wenn Ihnen irgendwas fehlt!« Seine Hand näherte sich dem Display, dann verschwand das Bild und wurde durch die dunkle Bedienoberfläche des Tablets ersetzt. Anna navigierte zur Raumsteuerung und brachte die Beleuchtung auf ein angenehm gedimmtes Niveau. Die Sprachsteuerung aus ihrem Traum war eigentlich gar nicht die dümmste Idee, vielleicht sollte sie das dem Professor mal vorschlagen.

Sofort drängten sich jedoch die Traumbilder von ihm in ihr Bewusstsein – vor allem Erinnerungen daran, wie das Blut aus seinem Hals gesprudelt kam. Angewidert schüttelte Anna den Kopf und versuchte, diese Gedanken aus zu verbannen. Sie zog ihren hellblauen Schlafkittel zurecht und schlurfte zur Tür.

Die Toilette befand sich ein Stück den Gang hinunter und Anna konnte nicht anders, als über ihren Traum nachzudenken. Was hatte er zu bedeuten? Vermutlich nur, dass sie unbewusst sehr große Angst hatte, die sie sich selbst nicht eingestehen wollte, die sie nicht zulassen wollte. Aber das war auch in Ordnung so, denn schließlich hatte sie sich vorgenommen, stark zu bleiben. Zusätzlich hatte sie dann wohl einfach den kleinen Zusammenprall mit Doktor Stein in den Traum mit eingebaut, und

Krankenhäuser waren sowieso ein wiederkehrendes Motiv in ihren Albträumen. Anna musste unwillkürlich grinsen, als ihr klar wurde, dass ihre Situation sowieso der absolute Albtraum war. Eine derart fatale Diagnose wäre für jeden Menschen schlimm, aber in dieser Situation kamen wirklich alle von Annas größten Ängsten und Abneigungen zusammen: dominante Autoritätspersonen, Krankenhäuser, Spritzen – und vor allem konnte sie es gar nicht leiden, eingesperrt oder in ihrer Freiheit beschnitten zu werden.

Annas Aufmerksamkeit wurde für einen Augenblick vom minimal flackernden LED-Schriftfeld an einer der Türen angezogen. »GERÄTERAUM 1« stand auf dem Display. Sie überlegte kurz, dann wurde ihr klar, warum sie darüber stolperte: Auf der merkwürdigen Fotokopie des Zeitungsartikels war doch von einem Geräteraum 3 die Rede gewesen. Sie ließ die Toilettentür links liegen und ging weiter. Tatsächlich kam auf der rechten Seite des Ganges als nächstes der »Geräteraum 2«, gefolgt von »Geräteraum 3«. Langsam näherte sie sich der Tür, doch dabei fiel ihr ein, dass bestimmt verschlossen wäre und sie dann gar keine Möglichkeit hatte, sie zu öffnen – denn ein Transponder-Armband wie die Angestellten hatte sie nicht. Nachdenklich wanderte ihr Blick auf das Scanfeld, doch zu ihrer Überraschung leuchtete die LED dort grün. Langsam drückte sie die Klinke herunter und schob die Tür

nach innen auf.

Es war stockdunkel. Anna tat vorsichtig ein paar Schritte in den Raum, als die Tür hinter ihr zufiel. Nichts passierte. »Ein Hoch auf High-Tech«, dachte Anna sich und versuchte, ihre Nervosität wegzuschieben. Es roch stark nach Desinfektionsmittel, trotzdem drang ein merkwürdiger, süßlicher Geruch in ihre Nase, der irgendwie abstoßend wirkte. Musste sie jetzt wirklich einen Lichtschalter suchen gehen? Bestimmt gab es doch auch hier Sensoren, die bei Bewegung das Licht anschalteten, wie in den meisten anderen Räumen auch. Vielleicht war sie einfach nur zu vorsichtig in das Zimmer geschlichen. Sie breitete die Arme aus und winkte hin und her. Tatsächlich wurde ihre Performance, bei der sie sich selbst etwas albern vorkam, mit einem Klacken belohnt, als wäre irgendwo ein Schalter umgelegt worden. Nach einem kurzen Summen sprang ein Lüfter an und die Deckenbeleuchtung begann aufzuflackern. Anscheinend waren die Finanzmittel des Institutes doch nicht so unbegrenzt, wie man denken konnte – hier waren offensichtlich noch alte Neonröhren verbaut worden und der ganze Raum war grob, unverputzt und wirkte unfertig. Überall standen hohe, billig wirkende Metallregale. Als Anna ihren Blick sinken ließ, zuckte sie zusammen. In den letzten Zuckungen der warmlaufenden Neonröhren brannte sich der Anblick von Blutflecken in ihre Netzhaut –

direkt vor ihr lag eine nackte Leiche!

Anna ließ vor Schreck eine spitzen Schrei los, der allerdings sofort abgeschnitten wurde, als sie den Mann erkannte, der dort tot auf einer art schmuckloser Werkbank vor ihr lag: Es war David Kämper – der Mann, mit dem sie die letzte Nacht verbracht hatte, bevor sie in dieses Institut verschleppt worden war. Ein Gedanke durchzuckte ihr Bewusstsein: War ihr Traum etwa doch kein abwegiges Hirngespinnst gewesen, sondern nur die zutreffende Schlussfolgerung ihres Unterbewusstseins aus vielen, kleinen Puzzleteilen, die sie unbemerkt wahrgenommen hatte?

Zitternd näherte sich Anna dem reglosen Körper, der im fahlen Licht der Neonröhren blau schimmerte. An seiner Stirn klafft ein kleines Loch, es hatte vielleicht einen halben Zentimeter Durchmesser und war rund, perfekt kreisrund. Es war von verkrustetem Blut umgeben und Anna wusste instinktiv, dass es ein Bohrloch war, so absurd und abstoßend das auch war. Wieder hat sie das Gefühl, die Balance zu verlieren, doch sie brachte all ihre Konzentration auf und richtete sie auf Davids entspannt wirkende Gesichtszüge. Langsam näherte sich Annas Hand seinem perfekt männlichen Kinn, dann strich sie über seine betonten Wangenknochen. Sie erinnerte sich an die Zeit, als sie sich kennenlernten und die Neonröhre direkt über ihr begann zu flackern. Anna konnte nichts dagegen tun,

sie hatte plötzlich das Gefühl, dass um sie herum ein Nebel aufzog. Das Flackern wurde zu Stroboskopblitzen und sie wurde in eine Wolke von Bassschlägen gehüllt.

Langsam schaute Anna sich im Club um. Es war relativ wenig los, was bedeutete, dass man sich abseits der Tanzfläche einigermaßen frei bewegen konnte, ohne sich wie eine Sardine in der Dose zu fühlen. Es musste also Sonntag Vormittag sein. Direkt vor ihr war wie immer eine große Menschenmasse am Tanzen. Doch danach stand Anna nicht der Sinn. Sie brauchte etwas zu trinken und drehte sich in Richtung der Bar. Mit langen Schritten überwand sie die Distanz auf dem leicht klebrigen Boden. Als sie den Gang zum Treppenhaus passierte, kam auf einmal ein Mann um die Ecke geschossen und rannte förmlich in sie hinein. Es ist ein großer, stämmiger Kerl, dessen Klamotten irgendwie merkwürdig wirken. Das war Anna für Anna aber zweitrangig, denn sie spürt einen stechenden Schmerz in der Armbeuge. Was zur Hölle sollte das? »Ey!«, schrie sie dem Typen hinterher und er drehte sich um – entschuldigend hielt er eine glimmende Zigarette hoch und zuckte mit den Schultern. Was Anna dabei auffiel war, dass er eine blutige Bisswunde auf dem Handrücken hatte – was war das für ein Freak? Genervt wendete sie sich ab und rieb sich die Armbeuge. Was musste dieser Idiot hier drin

Rauchen? Aber egal, sie wollte ja etwas zu trinken haben...

Anna machte noch einen Schritt auf die Bar zu, doch plötzlich hatte sie das Gefühl, gegen eine Wand zu laufen. Wie bei einem Schlag in die Magengrube wurde die gesamte Luft aus ihrem Körper gepresst und sie taumelte kurz zurück. Als sie die Kontrolle über ihre Sinne zurückerhielt, stand sie auf einmal auf der anderen Seite der langgezogenen Bar, an der man von allen Seiten aus Getränke bestellen konnte. Der Club war auf einmal knallvoll. Was war passiert?

Plötzlich kam ein Mann auf sie zu. War das der Kerl von gerade eben? Oder wann immer das war? Er sah anders aus, trotzdem kam er ihr bekannt vor. Ein blondierter Pony ragte unter einer Panzerfahrerkrappe hervor, dazu trug er ein schwarzes T-Shirt mit einem ausgebleichten Aldi-Logo und Cargohosen mit Tarnmuster, außerdem schwere Stiefel. Ein wirklich merkwürdiger Stil, fand Anna. Zuerst fand sie es merkwürdig, dass der Kerl es überhaupt an den Türstehern vorbei geschafft hatte, aber auf den zweiten Blick wirkt er irgendwie originell. Vielleicht war er ein Künstler? Seine straff über etwas wulstiges Fleisch gespannte Haut glänzte fettig, sein Gesicht wirkte irgendwie zerkratscht, die Augen etwas zurückgesetzt und klein – irgendwie musste Anna an ein rosiges Schweinchen denken. Aber egal wie merkwürdig der Typ auch sein mochte,

vermutlich wollte er etwas von Anna kaufen. Sie grinste ihn verschwörerisch an.

»Du bist doch Anna, oder?«, brüllte er über die schweren Beats, die auch am Rande der Bar noch ohrenbetäubend laut waren. Anna nickte freundlich. »Was kann ich für dich tun?«, gab sie ohne Anstrengung zurück. Sie hatte inzwischen viel Training darin, ihre Stimme so zu komprimieren, dass sie sich in dieser lauten Umgebung gut verständigen konnte, ohne schreien zu müssen.

»Ich wollte nur mal sagen, mein Kumpel findet dich gut!«

Anna war überrascht. Also wollte der Kerl gar keine Drogen kaufen? Im Prinzip war ihr das auch egal, sie hoffte nur, dass der besagte Kumpel nicht auch so eine fragwürdige Erscheinung war.

»Ach ja, wer denn?«

»Der David!« Mit einem Fingerzeig deutet er wenig unauffällig ans andere Ende der Bar, wo ein gutaussehender Mann sich grinsend mit ein paar Freunden unterhielt. Ein Lächeln huscht über Annas Gesicht. »Soso!«, sagt sie.

»Gib ihm doch mal ein Bier aus!«, rief ihr der Fremde ins Ohr und verschwand dann wieder im Getümmel.

Grinsend ging Anna auf David zu, der mitten im Satz sein Gespräch unterbrach, als er bemerkte, dass Anna direkt auf ihn zusteuerte. Überrascht mustert er sie und musste unwillkürlich lächeln. Anna

betrachtete im Näherkommen seinen wohlgeformten Mund mit den vollen, weich aussehenden Lippen, den geraden, weißen Zähne, die hell waren, ohne künstlich gebleicht auszusehen, und seine ausdrucksstarken, intensiv funkelnden Augen.

Die Neonröhren flackerten erneut, was Anna zusammenzucken ließ – plötzlich war sie wieder im hier und jetzt, in dieser pietätlosen, unaufgeräumten und improvisiert wirkenden Leichenhalle. Sie schaute herunter auf David, der nun einen ganz anderen Eindruck abgab als eben noch in ihrer sehr lebhaften Erinnerung: sein Mund und seine Augen waren geschlossen, sie würden sich jetzt nie wieder öffnen. Als die Tür urplötzlich aufgestoßen wurde, schnappte sie nach Luft und wirbelte herum. Doktor Beckmann, Doktor Stein und zwei Wachmänner, die Anna nicht kannte, stürmten herein und bauten sich bedrohlich vor Anna auf.

»Was schnüffeln Sie hier herum?«, herrschte Doktor Beckmann sie an.

»Ich... die Toilette...«, stammelte Anna. Doktor Stein warf ihr einen bösen Blick zu. »Wir müssen Sie bitten, mitzukommen.«

Anna wich zurück. »Moment mal, ich will erst wissen, was hier los ist! Ich kenne diesen Mann, warum ist er tot?«

»Das können Sie sich doch denken, Frau Petersen. Er ist an dem Virus gestorben«, sagte

Doktor Stein ungeduldig.

»Und deswegen haben sie ihm ein Loch in den Kopf gebohrt?«

Doktor Stein warf Doktor Beckmann einen kurzen Seitenblick zu, was dieser mit einem strafenden Zusammenziehen seiner Augenbrauen quittierte. Doktor Stein wandte sich wieder Anna zu: »Sie wissen doch, dass die Krankheit das Gehirn verändert. Das ist ein ganz normales Prozedere.«

»Und warum liegt die Leiche dann ungekühlt in so einer Rumpelkammer?«, hakte Anna aggressiv nach.

Doktor Beckmann machte drohend einen Schritt nach vorne. »Was labern wir hier noch rum«, sagte er an seinen Kollegen gerichtet. »Sie will die harte Tour, das ist doch klar!«

Er zog einen Injektionsgeber aus seiner Kitteltasche und hielt ihn wie eine Pistole vor sich. Die Wachmänner zogen wie automatisch ihre Pistolen. Hektisch schaute Anna von einem zum anderen, sie brauchte schnell eine Idee, wie sie hier herauskommen konnte. Irgendetwas war hier oberfaul, und nach ihrem unheilvollen Traum löste dieses Drohgebaren regelrechte Panik in ihr aus. Wenn sie schon nicht fliehen konnte, musste sie sich irgendwie verteidigen!

Ihr Blick fiel auf die Skalpelle, die neben Davids Leiche auf dem Seziertisch lagen. Zur Selbstverteidigung taugten diese kleinen Klingen eher

weniger, doch sie hatte einen rettenden Einfall. Mit einer blitzschnellen Bewegung schnappte sie sich eines der Messer. Doktor Beckmann schnaubte verächtlich, doch sein spöttisches Grinsen verging ihm sofort, als Anna sich das Skalpell in den Unterarm rampte und die blutige Klinge dann drohend hochhielt: »Hat jemand Lust auf eine tödliche Krankheit?«

Die Männer wichen zurück und Doktor Stein hob beschwichtigend die Hände: »Beruhigen sie sich, wir können alles erklären!«

Seine angebotene Gesprächsbereitschaft wurde jedoch dadurch unterwandert, dass in diesem Moment noch zwei weitere Sicherheitsmänner mit gezogenen Waffen in den Raum stürmten und auf Anna anlegten.

»Ihr könnt mich mal!«, rief Anna laut. »Runter mit den Waffen und aus dem Weg, ich meine es ernst!«

»Frau Petersen, was soll denn das?«, mahnte Doktor Stein. »Wir können nicht zulassen, dass Sie die Klinik verlassen, das ist eine Frage der nationalen Sicherheit, des Allgemeinwohls ... das verstehen Sie doch bestimmt!«

Anna schaute sich hektisch um und wog ihre Optionen ab. Ihr Blick fiel schließlich auf einen offenen Wäscheschacht im hinteren Teil des Raumes. Er war recht schmal, doch sie war sich ziemlich sicher, dass sie hineinpassen würde – im Gegensatz zu den

massigen Männern vor ihnen. Sie atmete tief durch, wirbelte herum und erreichte die Öffnung in der Wand mit ein paar langen Sätzen. Ohne großartig an die möglichen Folgen zu denken stürzte sie sich mit dem Kopf voran hinein.

In dem metallischen Schacht herrschte fast komplette Finsternis. Ihren Plan, mit Händen und Knien gegen die Wände zu drücken, um ihre Fallgeschwindigkeit zu bremsen, musste Anna gleich aufgeben. Es ging alles viel zu schnell und das kalte, glatte Metall bot auch kaum Halt. Wenigstens konnte sie durch die Dunkelheit kaum sagen, wie viele Etagen sie gefallen war, als sie in einem Haufen muffiger Bettwäsche aufschlug. Der Rollwagen, in dem diese sich befand, brach unter dem Aufprall zusammen. Die vorderen Räder knickten zur Seite weg und die gesamte Konstruktion kippte vornüber. Instinktiv nutzte Anna den verbleibenden Schwung für eine Vorwärtsrolle, knallte aber unsanft gegen einen anderen Wäschewagen. Das Skalpell schlitterte dabei klackernd über den blankpolierten Boden und verschwand irgendwo in der Dunkelheit.

Anna rappelte sich auf und orientierte sich schnell. Der Raum war nur von einem Notlicht illuminiert, hastig sprang sie auf und rannte zu dem gekennzeichneten Ausgang. Nun befand sie sich in einem schmalen Gang mit dicken Rohren an der Decke – offenbar war sie im Keller der Einrichtung

gelandet. Schnell schaute Anna nach links und rechts, der Gang endete auf beiden Seiten in einer T-Kreuzung, die an der einen Seite einen Fahrstuhl sowie eine Glastür zu einem Treppenhaus erkennen ließ. Von dort wurde das Geräusch schnell trampelnder Schritte immer lauter, die Männer würden gleich Sichtkontakt zu ihr herstellen. Also hechtete Anna zurück in den Wäscheraum, schloss leise die Tür und orientierte sich. Die vielen herumstehenden Wäschewagen versperrten ihr in der Dunkelheit die Sicht; sie war nicht sicher, ob es am anderen Ende des langgezogenen Raumes eine weitere Tür gab – sicher war sie jedoch, dass sie nicht viel Zeit hatte. Sie traf eine Entscheidung und schaffte es gerade so, sich in einem der Wäschewagen unter einem Haufen Laken zu verstecken, als die Tür aufflog und das Licht aus dem Gang den Raum etwas besser illuminierte. Ein stämmiger Wachmann schritt in seinen schweren Stiefeln von einem Wäschekorb zum anderen und rammte überall seinen Schlagstock brutal hinein. Da keines der Wäschestücke gegen diese Behandlung protestierte, verließ er den Raum wenig später wieder.

Nachdem die Tür ins Schloss gefallen war und einige Sekunden Sicherheitsabstand verstrichen waren, tauchte Anna aus einem der Wäschestapel auf. Angewidert zog sie sich ein Handtuch aus dem Mund, dass sie sich so fest hineingestopft hatte, wie es ging, um bloß kein Geräusch von sich zu geben. Als sie sich den schmerzenden Oberschenkel rieb, in den sie

der Knüppel getroffen hatte, dankte sie ihrer Intuition. Aus irgendeinem Grund hatte sie, als sie fieberhaft in der Dunkelheit nach einem Ausweg gesucht hatte, genau vor ihrem geistigen Auge gesehen, wie der näherkommende Sicherheitsmann seinen Gürtelclip öffnete, um den Schlagstock in die Hand zu nehmen. War es möglich, dass sie das Geräusch des sich öffnenden Druckknopfes gehört hatte? Unwahrscheinlich, aber nicht unmöglich. Was es auch gewesen war, vielleicht war es ja diese vielzitierte weibliche Intuition, von der sie in ihrem bisherigen Leben noch nie etwas bemerkt hatte. Was wirklich zählte war, dass dieser Typ nun abgehauen war.

Erleichtert atmete Anna aus und schlich dann zur Tür, wo sie aufmerksam lauschte. Nachdem nichts zu hören war, öffnete sie sie vorsichtig und flitzte dann mit leisen Schritten den Gang hinunter. Doch als sie das Treppenhaus fast erreicht hatte, setzte sich mit einem jaulenden Geräusch der Fahrstuhl in Bewegung. Eine Anzeige über der Tür verriet ihr, dass er sich auf dem Weg nach unten befand – wohin auch sonst! Anna nahm all ihre Kraft zusammen und sprintete los. Als sie gerade die Tür zum Treppenhaus passiert hatte, ertönte ein »Ping!« und die Fahrstuhltüren schoben sich auseinander. Anna presste sich an die Wand und wagte es kaum, zu atmen.

Vier weitere Wachleute kamen aus dem Fahrstuhl. »Verteilt euch!«, rief ihr Anführer, woraufhin

drei der Männer losspurteten. Ihr Chef postierte sich breitbeinig vor dem Fahrstuhl, vermutlich, um ihn als Fluchtweg unbrauchbar zu machen, dachte sich Anna. Sie beobachtete ihn durch die Glasfenster der Treppenhaustür.

Als die anderen Wachleute außer Sichtweite waren, fing der Mann an, mit seinem Schlagstock herumzuspielen, wobei er schließlich einige Schritte den Flur hinunterging. Anna schlich leise ein paar Stufen hinauf, als sich die Tür eine Etage höher öffnete und das Licht im Treppenhaus angeschaltet wurde. Nach einer kurzen Schrecksekunde machte Anna kehrt, trippelte zur Glastür zurück und spähte vorsichtig hindurch. Der Wachmann stand immer noch in der Nähe und würde es mit Sicherheit bemerken, wenn sie die Tür öffnete. Ängstlich blickte sie nach oben, die näherkommende Person war schon fast am Wendepunkt der Treppe angelangt. Verzweifelt schaute Anna noch einmal durch die Tür und stellte fest, dass der Sicherheitsmann sich gerade wieder entfernte. Sie fasste sich ein Herz und öffnete die Tür schwungvoll, aber leise, huschte hindurch und drückte sich in den Türrahmen des nächstgelegenen Zimmers auf dem Flur.

Die Treppenhaustür schloss sich sehr langsam und der Wachmann war wieder stehengeblieben. Anna versuchte, lautlos zu atmen. Wenn der Kerl sich jetzt umdrehen würde und die noch nicht ganz geschlossene Tür sähe, würde er

garantiert sofort Verdacht schöpfen. Anna starrte die Tür verkrampft an, auf den letzten Zentimetern schien sie sogar noch einmal langsamer zuzugehen – um dann ganz plötzlich mit einem Ruck zuzufallen! Anna zuckte bei diesem deutlich hörbaren Klacken zusammen und drückte sich so fest es ging in den Türrahmen. Gleichzeitig wirbelte der Wachmann herum und riss drohend seinen Schlagstock in die Luft. Anna hielt den Atem an, doch genau in diesem Moment kam Maik Schulzendorf durch die Tür, sichtlich erstaunt über die aggressive Pose des Sicherheitsmannes, der sich etwas betreten entspannte.

»Waren Sie das gerade?«, wollte er von Schulzendorf wissen.

»Was denn?«, fragte der etwas träge zurück.

»Na, die Tür...«

»Was ist denn eigentlich los? Gibt's ein Problem?«, ignorierte der jüngere Mann die Frage. Der Wachmann räusperte sich. »Na ja, wir haben hier einen Eindringling... wahrscheinlich ist das dieser Saboteur, nach dem wir schon länger suchen.«

Während er sprach, öffnete Anna mit angestrengtem Blick die unverriegelte Tür. Sie schaffte es, so leise zu sein, dass die beiden Gesprächspartner nichts bemerken. Beinahe geräuschlos schloss sie die Tür hinter sich und orientierte sich. Sie befand sich in einem kleinen, aber langgezogenem Raum, der offensichtlich als Lager

genutzt wurde. Es gab einige Schränke, Regale und jede Menge Kartons – Details waren in der Dunkelheit kaum zu erkennen. Langsam tastete Anna sich voran, um einen anderen Ausgang zu finden, denn früher oder später würden die Wachleute jeden Raum im Keller durchsuchen. Dummerweise stieß sie sich das Schienbein mit voller Wucht an einer schweren Kiste, die sie übersehen hatte und ging zu Boden. Sie unterdrückte einen Schmerzlaut und rutschte auf den Knien hinter ein Sideboard neben der Tür, wo sie sich zusammenkauerte.

Das dumpfe Geräusch ihres Falls war jedoch auf dem Flur zu hören. Angespannt zuckte der Sicherheitsmann dort zusammen. »Was war das denn jetzt?«, stieß er hervor und duckte sich. Maik Schulzendorf nahm sein Gehabe nicht ganz ernst, doch er hatte keinen Zweifel daran, dass dieser Kerl gefährlich werden konnte. »Ich sehe mal zu, dass ich aus der Schussbahn komme«, murmelte er und öffnete die Tür zum Treppenhaus.

»Wenn Sie etwas Ungewöhnliches sehen, schreien Sie«, rief ihm der Sicherheitsmann hinterher.

Anna hörte unterdessen, wie Schritte näher kamen und eine Hand sich auf die Türklinke legte. Sie drückte sich gegen die Wand, als der Raum von einem Lichtstrahl durchdrungen wurde. Einen Augenblick später gingen auch schon die Deckenlampen an, so dass Anna für einen kurzen Moment geblendet war. Sie hörte ein Quietschen und

etwas Geraschel, dann war Ruhe. Als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, erschrak sie, da sie eine Blutspur auf dem Boden entdeckte. Entsetzt schaute sie auf ihren Arm, der immer noch blutete – Wenn ihr Verfolger diese Spur auch schon entdeckt hatte, war sie so gut wie erledigt. Sie musste sich auf eine schnelle Flucht vorbereiten und spannte alle Muskeln zu einem Sprung nach vorne an. Plötzlich nahm sie einen Schatten in ihrem Augenwinkel wahr und schaute nach oben. Der Wachmann hatte sich mit allen vieren auf das Sideboard gekniet und an sie herangeschlichen!

Als er sich auf sie stürzen wollte, stieß Anna sich mit aller Kraft von der Wand ab und schaffte es, eine beachtliche Distanz zu überwinden, so dass der Wachmann ins leere stürzte und mit dem Kopf gegen einen Schrank krachte. Anna sprang auf, stürzte nach draußen und hechtete dann die Treppe hinauf.

Wieder im Erdgeschoss angekommen rannte Anna durch die Gänge, die lediglich mit einer spärlichen Notbeleuchtung illuminiert waren. Sie erreichte das Haupttreppenhaus und eilte in die erste Etage, wo sie ihr Ziel erreichte – Die Privaträume von Professor Stein. Hektisch drückte sie auf die Klinke, doch natürlich ließ diese sich einfach durchdrücken, ohne dass sich der Schnapper bewegte – die LED leuchtete rot, ohne Transponder würde sie die Tür nicht öffnen können. Aus purer Verzweiflung rüttelte

sie weiter an der Klinke, doch in diesem Moment setzte sich der in der Nähe befindliche Fahrstuhl in Bewegung, er war unterwegs in diese Etage! Hektisch blickte Anna sich um, was konnte sie jetzt noch tun? Wenn es zum Kampf kam, würde sie da überhaupt eine Chance haben? Das hing davon ab, wie viele Männer sich in diesem Fahrstuhl befanden. Sie hatten Waffen und Schutzkleidung, sie war hingegen praktisch wehr- und schutzlos. Obwohl, das stimmte nicht ganz: Sie hatte immerhin die Kraft der Verzweiflung sowie mit einer tödlichen Krankheit angereichertes Blut. Dadurch wurden selbst Kratzen und Beißen zur ernstzunehmenden Waffe.

Als sich die Fahrstuhltür mit einem »Ping« öffnete, rutschte Anna trotz ihrer Selbstmotivierung das Herz in die Hose. Sechs Wachleute kamen aus dem Aufzug und würden sie in wenigen Sekunden entdeckt haben. Doch da hörte sie hinter sich ein leises Geräusch, gefolgt von einem Piepen. Die LED sprang auf grün, die Tür öffnete sich einen Spalt und Professor Stein steckte seinen Kopf heraus. »Nanu? Anna?«, sagte er überrascht.

Anna zögerte jedoch keinen Moment und schubste ihn mit Wucht zurück nach drinnen, quetschte sich durch den Spalt und schlug die Tür wieder zu. Der Professor schaute sie fragend an, als sie sein Handgelenk mit der Smartwatch packte und sie ruckartig an das Türschloss zog – der Mechanismus piepste und die LED sprang wieder auf

rot.

Professor Stein starrte Anna verwundert an. »Was ist denn los?«, fragte er und musterte sie von oben bis unten, wobei er plötzlich zusammenzuckte: »Mein Gott, Sie sind ja voller Blut!«

Anna war immer noch total aufgeregt und außer Atem. »...Mörder...«, japste sie kraftlos. Der Professor machte kopfschüttelnd einen Schritt auf sie zu.

»Ihre... Ihre Mitarbeiter... die wollen mich töten...«, brachte Anna hervor, woraufhin der Professor sie unsicher anlächelte: »Anna, was ist los mit Ihnen? Hatten sie einen Albtraum? Einen dieser Anfälle?«

Anna schüttelte energisch den Kopf. »Nein, ich wollte aufs Klo... und dann habe ich diese Leiche gefunden... das war...«

Wieder blitzten die Bilder des toten David und die Erinnerungen an ihre gemeinsame Nacht in ihrem Kopf auf. Dieser unbegreifliche Kontrast zwischen diesen beiden Stadien, ihn so lebendig und intensiv zu spüren, und dieser kalten, leblosen Hülle, war überwältigend. Es war einfach zuviel. Wieder brach sie in ein tiefes Schluchzen aus und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Professor Stein trat noch einen Schritt an sie heran und hielt sie stützend an den Oberarmen. Nun brach Anna komplett zusammen riss sich los und warf dann ihre Arme um seinen Hals. Sie presste sich schluchzend an ihn, wiederholt schlug sie

ihren Kopf auf seine Schulter und brabbelte unverständliches Zeug.

»Machen Sie sich keine Sorgen, Anna«, tröstete der Professor, wobei er betreten ihren Rücken tätschelte, »ich werde jetzt meine persönlichen Leibwächter rufen, dann haben wir die Sache hier ganz schnell geregelt.«

Mit einiger Mühe und gegen den Widerstand von Annas Gewicht, die sich unablässig an ihm festkrallte, drehte Professor Stein seinen Oberkörper zum Schreibtisch und bediente die Sprechanlage. »Erik? Pierre? Sofort in meine Wohnung! Nehmt den Seiteneingang, wir haben hier eine Situation!«

Nach einem kurzen Piepsen ertönte die Antwort: »Alles klar, Professor – haben soeben die Meldung ›Code Blau‹ bekommen – wir sind gleich da!«

Professor Stein legte seine freie Hand wieder auf Annas Oberarm und schob sie ein Stück von sich weg. »Sehen Sie, alles ist in Ordnung... Sie sind in Sicherheit.«

Anna hörte auf zu schluchzen und richtete ihren Kopf auf. Es war ihr außerordentlich peinlich, dass sie sich überhaupt nicht mehr im Griff hatte, doch sie konnte nicht anders. Die Todesangst an sich war schon schlimm genug, aber diese gesamte Situation hatte sie in einen wandelnden Albtraum direkt aus ihrer Vergangenheit geworfen. Sie war in der Zeit zurückkatapultiert worden, ein kleines,

schutzloses Mädchen unter Fremden, das nur zu ihrer Mama wollte. Sie zog die Nase hoch und setzte gerade zu einer Erklärung an, als sie schon wieder unwillkürlich zusammenzuckte – denn es rüttelte laut an der Tür. Immer wieder wurde draußen der Transponder betätigt, doch die LED blinkte nur rot und gab einen abweisenden Ton von sich.

»Aufmachen!«, drang die Stimme von Doktor Beckmann gefiltert durch die Tür. »Wir haben ein Problem!«

Anna wurde noch blasser und machte einen Schritt rückwärts, in Richtung der mit Jalousien verhangenen Fenster. Sie quiekte und machte einen Satz zur Seite, als auf einmal die Tür neben ihr mit einem Knall aufgestoßen wurde. Erik und Pierre stürmten herein, ihre Maschinenpistolen im Anschlag. Sie legten direkt auf Anna an.

»Keine Bewegung!«, herrschte Erik sie an und Anna überkam eine schreckliche Ahnung. Warum war sie überhaupt davon ausgegangen, dass der Professor sie beschützen würde? Eigentlich war es doch naheliegend, dass er mit den anderen unter einer Decke steckte, wenn sogar sein eigener Sohn einer von ihnen war! »Einen Moment«, rief der Professor durch die Tür nach draußen, dann trat er grinsend an Annas Seite. Nach einer Sekunde des Zögerns machte er eine Geste in Richtung seiner Leibwächter.

»Anna ist doch nicht der Code blau!«, lachte

er.

»Es soll aber einen Eindringling geben«, betonte Erik, während Pierre unsicher vom Professor zu Anna schaute und das Blut an ihrem Arm bemerkte. Er ließ seine Waffe sinken und Erik tat es ihm schließlich gleich.

»Das ist bestimmt ein Missverständnis«, wiegelte der Professor ab. »Aber für den Fall, dass hier alle verrückt geworden sind... würden Sie bitte die Tür öffnen und die Herren da draußen erinnern, wer ihr Gehalt bezahlt?«

»Kein Problem, Professor«, nickte Pierre und die beiden Männer bezogen Position seitlich der Tür, während der Professor Anna sanft aber bestimmt aus dem Gefahrenbereich zog. Nachdem er einen letzten Kontrollblick auf seine Waffe geworfen hatte, legte Pierre eine Hand auf die Türklinke und stellte Blickkontakt mit Erik her. Nachdem dieser mit einem Nicken bestätigt hatte, dass er bereit war, riss Pierre die Tür auf und die beiden hielten den verdutzt dreinschauenden Männern auf dem Flur ihre Maschinenpistolen ins Gesicht.

»Waffen runter!«, bellte Erik und die Männer ließen peinlich betreten ihre Pistolen und Schlagstöcke sinken. Professor Stein schob sich an seinen Bodyguards vorbei und bedeutete Anna mit einer Geste, sich im Hintergrund zu halten.

»Was soll dieses Theater?«, herrschte er die Männer in einer Lautstärke und Schärfe an, die Anna

ihm gar nicht zugetraut hätte.

Auch der angesprochene Doktor Beckmann zuckte ehrfurchtsvoll zusammen. »Professor, wir... also, die Patientin...« Er blickte vorwurfsvoll zu Anna hinüber. »...irgendwie hat sie... die Leiche...«

Professor Stein riss der Geduldsfaden. »Was soll dieses Gestammel? Das kann ja wohl nicht wahr sein!« Drohend starrte der Professor abwechselnd Doktor Beckmann und seinen Sohn an, auch die Wachleute bekamen seinen Zorn zu spüren und fürchteten vermutlich schon um ihren Arbeitsplatz. Professor Stein atmete tief durch, dann wandte er sich Anna zu. »Ich kläre das in Ruhe, machen Sie sich keine Sorgen. Machen Sie es sich kurz in meiner Wohnung bequem, da gibt es etwas zu trinken und Herr Schulzendorf wird sich gleich um Ihre Wunde kümmern.«

Anna schüttelte ängstlich den Kopf: »Ich würde lieber...« Doch sie brach ihre Rede mitten im Satz ab, als ihr klar wurde, dass sie gar keine Wahl hatte. Wo sollte sie hin, wenn sie die Klinik nicht verlassen durfte? Kraft zum davonlaufen hatte sie sowieso nicht mehr, nicht zuletzt wegen des Blutverlustes. Sie ließ ihren Blick sinken. »Keine Sorge, ich lasse Ihnen Pierre zu Ihrem Schutz da«, versuchte der Professor, sie aufzumuntern.

Pierre nahm Haltung an und postierte sich dann in Annas Nähe an der Wand, während sie sich kraftlos auf einen Sessel fallen ließ. Anna überlegte

kurz, ob sie irgendwie verhindern konnte, das edle Leder mit ihrem Blut zu beschmieren, doch ihr wurde schnell klar, dass ihr das herzlich egal war. Sie nickte Pierre müde zu, während Professor Stein Erik mit einem Kopfnicken einlud, ihm nach draußen zu folgen. Sie gingen in den Flur, Erik immer noch mit der Waffe im Anschlag, dann schloss sich die Tür.

Es vergingen quälend langsame Minuten, wenigstens tauchte irgendwann Herr Schulzendorf auf und schloss Annas Wunde mit einer Art medizinischen Klebstoffes. Nachdem er noch einen Verband angelegt hatte, bot er ihr Schmerzmittel an, die Anna jedoch ablehnte – sie hatte inzwischen nicht mehr viel Vertrauen darin, was da noch alles drin sein konnte. Stattdessen bekam sie einen eisenhaltigen Frucht- und Gemüsesaft zu trinken, der tatsächlich ihre Lebensgeister etwas anregte. Doch als ihr Adrenalinpegel erst einmal gesunken war, fühlte sie sich wie ausgelaugt – todmüde, schwach und krank. Sie musste sich wirklich zusammenreißen, um nicht in dem schweren Sessel einzuschlafen, denn das wollte sie um keinen Preis. Denn sicher fühlte sie sich überhaupt nicht, Maschinenpistolen hin oder her.

Wenn sie ehrlich zu sich war, musste sie auch zugeben, dass bei aller Erschöpfung an Schlaf wohl nicht zu denken war – denn die Gedanken in ihrem Kopf rasten, so viele Fragen bohrten sich förmlich durch ihren Schädel und quälten sie wie eine Kakophonie aus hochfrequenten Dauertönen.

Irgendetwas war an dieser ganzen Sache verdammt faul – und sie war allein und völlig wehrlos. Sie konnte nur hoffen, dass sie wenigstens dem Professor trauen konnte, denn sonst war sie verloren. Doch wenn dem so wäre, würde sie es schon bald wissen.

Nach einer gefühlten Ewigkeit öffnete sich die Zimmertür wieder und Anna zuckte unwillkürlich zusammen. Professor Stein kam herein, gefolgt von Doktor Beckmann und Doktor Stein. Die Nachhut bildete Erik, der die Tür hinter ihnen schloss. Seine MP baumelte inzwischen lose an ihrem Gurt, was auch Pierre dazu veranlasste, eine lockerere Haltung anzunehmen und seine Waffe sinken zu lassen.

Anna richtete sich nervös auf, während Professor Stein sich an die Seite des Raumes stellte und die beiden Doktoren, die sich vor Anna aufreichten, fordernd anstarrte.

Sein Sohn registrierte diesen Blick und senkte den Blick, woraufhin er sich räusperte. »Wir... wir müssen uns bei Ihnen entschuldigen«, setzte er an und warf Anna einen flüchtigen Blick zu. »Wir haben Ihnen bestimmt einen furchtbaren Schrecken eingejagt«, fuhr er fort, »aber wir können das erklären. Es ist nämlich so...«

Er rang kurz nach Worten, so dass Doktor Beckmann einsprang. »Der Saboteur!«

»Genau«, fand Doktor Stein den Faden wieder, »unsere Forschungen werden seit kurzem sabotiert. Es ist dadurch bereits erheblicher Schaden

entstanden.«

»Es muss jemand von innerhalb des Instituts sein«, sagte Doktor Beckmann, »aber wir kommen dem Täter einfach nicht auf die Spur.«

»Sagen wir mal so; es läuft hier in letzter Zeit einiges schief«, sagte Doktor Stein, wobei er seinem Vater einen nervösen Seitenblick zuwarf. Doktor Beckmann ergriff wieder das Wort: »Als ich den Sicherheitsalarm in dem fraglichen Raum gesehen habe, dachten wir, wir hätten den Schuldigen auf frischer Tat ertappt.«

»Sicherheitsalarm?«, fragte Anna nach.

»Das System hat gemeldet, dass die Tür eine Weile aufstand. Wie haben Sie die überhaupt aufbekommen, wenn ich fragen darf? Denn dieser Raum ist, nebenbei bemerkt, wirklich nicht für Besucher gedacht.«

»Die Tür war nicht verschlossen«, sagte Anna knapp.

»Das ist höchst ungewöhnlich, und wir müssen das auf jeden Fall prüfen«, sagte Doktor Beckmann und schaute kurz zwischen Doktor Stein und dem Professor hin und her. »Was hatten Sie dort zu suchen«, fragte er dann unvermittelt mit deutlich schärferem Tonfall.

»Na hören Sie mal«, pöbelte Anna leicht entrüstet, »ich wollte auf die Toilette!«

»Das ist aber nicht die Toilette.«

»Ich war noch halb am Schlafen und

außerdem stehe ich die ganze Zeit unter Medikamenten, wie Sie wissen... bin erst ein paar Tage hier und habe mich halt in der Tür geirrt – das ist doch aber kein Grund, gleich mit so 'ner Rambo-Spritze auf mich loszugehen!«

Plötzlich bemerkte sie, dass ihre Lautstärke quasi mit jedem Wort zunahm und bremste sich etwas.

Anna sah schon, wie Beckmann protestieren wollte. »Ich glaube Ihnen«, ging Doktor Stein schnell dazwischen. »Aber Sie verstehen sicher, dass wir den Erkrankten gegenüber seit dem Vorfall gestern extra vorsichtig sind. Alle Kräfte tragen zu jeder Zeit einen Injektionsgeber mit einem starken Anästhetikum bei sich.«

»Das verstehe ich«, sagte Anna etwas kleinlaut, »ich würde mir auch nicht gerne die Nase abbeißen lassen.«

Ihre Körperhaltung fiel in sich zusammen, als ihr ihre Rolle in diesem ganzen Schlamassel wieder bewusst wurde: Sie war die Kranke, die anderen versuchten lediglich, ihr zu helfen. Professor Stein bemerkte ihre plötzliche Niedergeschlagenheit und machte einen Schritt nach vorne, wobei er vielleicht eine Spur zu enthusiastisch in die Hände klatschte.

»Na, dann ist ja jetzt alles geklärt!«, rief er mit gespielter Fröhlichkeit. Dieses Theater stieß Anna sofort unangenehm auf und erinnerte sie daran, dass noch längst nicht alles geklärt war.

»Moment!«, rief sie und sprang wütend auf,

ihr Puls auf einmal wieder ganz oben. »Was ist mit der Leiche, die ich gesehen habe?«, schleuderte sie den verdutzt dreinblickenden Männern entgegen.

»Sie meinen David Kämper?«, fragte Professor Stein erstaunt. Er warf Doktor Beckmann einen bösen Blick zu.

»Ach so«, räusperte sich der stämmige Doktor, »er war das erste Opfer, dass die Krankheit gefordert hat.«

»Wir haben eine Gehirnprobe entnommen, damit sein Tod wenigstens nicht umsonst war«, sprang Doktor Stein schnell ein.

Anna war nicht überzeugt. Es gab doch kaum etwas schlimmeres, als angelogen zu werden, erst recht in dieser Situation. »Aber Sie sagten doch, es gab noch keine Todesfälle«, herrschte sie Professor Stein an. Der blinzelte einmal, macht dann einen Schritt auf sie zu und legte ihr eine Hand auf die Schulter. »Anna, Sie verstehen doch sicher, dass wir Sie nicht unnötig in Angst versetzen wollten«, wiegelte er ab. »Sie dürfen die Hoffnung auf eine Heilung nicht aufgeben, das ist der einzige Weg, wie ihr Körper die Kraftreserven mobilisieren kann, die er jetzt braucht.«

Anna schaute ihn etwas skeptisch an. »Was hätte es denn genutzt, wenn Ich ihnen die Wahrheit gesagt hätte?«, legte der Professor nach. Wie gerne hätte Anna ihm einfach geglaubt, denn sie spürte, dass seine Sorge um sie aufrichtig zu sein schien.

Doch die beiden anderen Kerle hatten Dreck am Stecken, da war sie sich fast sicher. Das Licht im Raum schien einmal kurz zu flackern und ein Nachhall der Erinnerungsfetzen, die Anna in dem gruseligen Abstellraum erlebt hatte, schoss durch ihr Bewusstsein. Sie schlug die Hand des Professors weg.

»Verdammte Scheiße«, rief sie, »das passt doch alles gar nicht zusammen! Ich kannte David – in der Nacht, bevor ich herkam, war ich noch bei ihm zu Hause! Und ich kenne ihn überhaupt nur, weil der komische Doktor Beckmann mir im Club gesagt hatte, dass er auf mich steht!«

Sie machte einen Schritt nach vorne und reckte einen anklagenden Zeigefinger in Richtung Beckmanns, während die Männer alle verwundert zusammenzucken. Selbst Erik und Pierre wirken auf einmal wieder angespannt.

»Was?!?«, fragte Professor Stein völlig verdattert, ungläubig schaute er zwischen allen Anwesenden hin und her. Wie bei einem Duell war die Luft mit einem Mal zum Knistern aufgeladen und niemand traute sich, auch nur einen Muskel zu bewegen. Dann platze aus Doktor Beckmann auf einmal ein lautes »HA!«, heraus, gefolgt von etwas, das wie ein unterdrücktes Lachen klang.

»Was denn für ein Club?«, rief er mit sich überschlagender Stimme.

»Jetzt tun Sie nicht so, ich hab Sie zwar nicht

gleich erkannt in der komischen Verkleidung, aber diese Wunde da an Ihrer Hand ist ja wohl eindeutig!«

Doktor Beckmann und Doktor Stein schauen sich verdutzt an, bis der Sohn des Professors das Wort ergriff: »Anna... diese Wunde hat er erst seit gestern! Da hat ihn doch der Herr Lobrecht gebissen!«

Doktor Beckmann machte einen Schritt auf Anna zu und schob sich etwas den Ärmel seines Kittels hoch, um ihr die fragliche Stelle zu zeigen. »Immerhin verheilt es langsam. Und infiziert habe ich mich anscheinend auch nicht.«

Anna blickte fassungslos auf den verkrusteten Abdruck. Ihr war sofort klar, dass er die Wahrheit sagte – auch wenn sie es nicht verstand, denn in ihrem Kopf hatte das alles völlig klar gewirkt.

»Und das mit David Kämper ist auch ganz einfach zu erklären«, stieg Doktor Stein in die Diskussion ein. »Er ist an dem fraglichen Morgen an ihrer Wohnung aufgetaucht, nachdem wir Sie betäuben mussten, weil Sie so heftigen Widerstand geleistet haben. Eigentlich war er ihnen gefolgt, weil er Sie zum Frühstück einladen wollte – als er gesehen hat, was los war, hat er uns zur Rede gestellt. Dabei wurde schnell klar, dass Sie beide sexuellen Kontakt hatten. Als wir ihm die Lage erklärt haben, war er sofort bereit, ebenfalls mit uns in die Klinik zu kommen.«

Anna ließ sich wieder in den Sessel und

versank fast darin aus purer Scham – nicht nur war ihre Anschuldigung gegen Doktor Beckmann total aus der Luft gegriffen und peinlich gewesen – nein, sie war auch noch indirekt schuld an Davids Tod?

»Das heißt ... wenn ich nicht mit ihm ...«, stammelt sie. »Aber warum erfahre ich erst jetzt davon?«

Der Professor kniete sich vor ihr hin und legte die Hände auf die Armlehne des Sessels. »Anna, Herr Kämper ist kurz nach ihrer Ankunft hier von starker Nekrose befallen worden. Die Krankheit scheint bei jedem Menschen anders zu verlaufen, das ist genau die Sache, die es für uns so schwer macht.«

Anna schaute den Professor mit großen Augen an.

»Wir mussten ihn in ein künstliches Koma versetzen und auch bei Ihnen war die Lage kritischer, als wir gerne zugeben würden. Wir hatten die Dosis des Anästhetikums falsch eingeschätzt – sie haben nach ihrer Ankunft hier über 24 Stunden geschlafen.«

»Das hätten Sie mir doch ruhig sagen können!«, rief Anna überrascht.

»Sie erinnern sich vielleicht, dass Sie nicht gerade kooperativ waren, und das kann ich Ihnen auch wirklich nicht verübeln. Die Nachwirkungen der Narkose und die ersten Anzeichen der Krankheit sind aber vielleicht der Grund, warum Sie Erlebnisse zeitlich nicht mehr eindeutig zuordnen können und diese ›Halluzinationen‹, die Sie mir beschrieben

haben, erleben.«

In Annas Kopf ratterte es. Sie fühlte sich überfordert und musste einsehen, dass sie wirklich nicht mehr ganz Herr ihrer selbst war. Aber eingebildet oder nicht, irgendein Puzzleteil fehlte immer noch, damit die ganze Sache völlig rund wurde.

»Aber wenn Pierre und Erik ihre persönlichen Leibwächter sind... warum haben Sie die dann am Anfang abgestellt, um auf mich aufzupassen? Da hätte es doch auch jeder andere Sicherheitsmann getan? Und warum bin ich die einzige Person, die hier frei herumlaufen darf...?«

Der Blick von Professor Stein glitt langsam an ihr vorbei, er starrte für eine Weile ins Leere. Dann räusperte er sich. »Nun, Anna, Sie sind in gewissem Sinne schon etwas ganz besonderes für uns. Die Werte von dem Blut, das wir Ihnen bei Ihrer Einlieferung abgenommen haben, entsprechen überhaupt nicht unseren Erwartungen. Das hat mehr oder weniger alle Erkenntnisse, die wir über diese Krankheit gewonnen hatten, über den Haufen geworfen. Wir müssen unbedingt herausfinden, was da los ist, sonst steht die gesamte Unternehmung vor dem Scheitern.«

Anna schaute ihn mit großen Augen an. »Aber... dann sagen Sie mir doch einfach, was ich tun kann!«

»Wenn wir das nur wüssten«, sagte der Professor resigniert. »Aber wir werden es

herausfinden, wenn auch nicht jetzt.« Er sah demonstrativ auf eine Uhr, die an der Wand hing – es war vier Uhr morgens. »Lassen Sie uns diese kleine Versammlung nun auflösen, wir brauchen alle unseren Schlaf. Und morgen geht es dann mit voller Kraft weiter.« Er versuchte sich an einem etwas schwach wirkenden Lächeln.

Anna schaute nervös zu den beiden Doktoren, die immer noch verkrampft und etwas betreten wie die Orgelpfeifen nebeneinander standen.

»Erik und Pierre werden sicherstellen, dass Sie mit einem sicheren Gefühl schlafen können. Ihr Personenschutz wird wieder aktiviert, zumindest bis auf weiteres, in den Nachtstunden«, reagierte der Professor auf ihren Blick.

»Wenn es nicht zu viele Umstände macht«, nickte Anna, fragte sich aber, ob mit ›Personenschutz‹ nicht auch automatisch der Schutz anderer Personen vor ihr gemeint war. Sie strich sich über ihren Verband unter dem die Wunde schmerzte.

»Kein Problem, einer von uns ist sowieso immer in Bereitschaft«, verkündete Pierre mit einem Hauch von Stolz in der Stimme. Dann ergriff Doktor Beckmann das Wort: »Professor, wir werden uns dann auch zurückziehen.«

Der Professor warf ihm einen leicht missgestimmten Blick zu, woraufhin Doktor Stein nach vorne trat, seinen Vater kurz nervös anschaute und sich dann an Anna wandte: »Anna, ich bitte Sie

nochmals um Entschuldigung!«

»Auch von meiner Seite!«, fügte Doktor Beckmann schnell hinzu und deutete einen leichten Diener an.

»Schon in Ordnung«, murmelte Anna. Insgeheim hoffte sie, diese beiden Kerle für den Rest ihres Lebens nicht mehr sehen zu müssen. Gleichzeitig wusste sie, dass es leider eine reelle Chance gab, dass sie den gesamten, kurzen Rest ihres Lebens mit ihnen würde verbringen müssen. Sie erinnerte sich an ihr Versprechen an sich selbst, tapfer zu bleiben und die Sache mit größtmöglicher Gelassenheit über sich ergehen zu lassen.

»Dann wünsche ich allen eine angenehme Nachruhe«, sprach der Professor nachdrücklich nickend das Schlusswort. Die beiden Doktoren beeilten sich, den Raum zu verlassen, nachdem Erik ihnen die Tür geöffnet hatte.

Pierre begleitete Anna durch die schwach beleuchteten Gänge zurück zu ihrem Zimmer. Dort angekommen, öffnete er ihr Gentlemanlike die Tür und hielt sie für sie auf. Mit einem Zwinkern deutete er einen Salut an, was Anna mit einem schwachen Lächeln quittierte. »Gute Nacht«, murmelte sie und hoffte, dass sie bald einschlafen und diesen ganzen Mist für ein paar Stunden vergessen könnte.

6.

Tatsächlich fiel Anna in einen schweren, traumlosen Schlaf. Ihr ganzer Rhythmus war durcheinander, normalerweise hätte sie nach einer solchen Aufregung niemals einschlafen können – ob es die Medikamente waren oder die Veränderungen in ihrem Körper, konnte sie nicht sagen. Als sie am nächsten Morgen langsam zu sich kam und das helle Licht bemerkte, das durch die Spalten in den Jalousien fiel, wunderte sie sich über diesen komaähnlichen Schlaf – nicht zuletzt, weil der Horror der letzten Nacht auch mit einem Albtraum angefangen hatte.

Sie ließ ihre Füße auf den kalten Boden gleiten und nachdem sie noch einmal tief durchgeatmet hatte, ging sie zum Fenster und warf einen Blick nach draußen. Die Sonne stand bereits recht hoch und der dichte Wald wirkte in diesem klaren Licht gar nicht mehr so trostlos und mahnend wie sonst.

Anna schlurfte zur Tür, sie wollte erst einmal auf die Toilette gehen – umziehen konnte sie sich später. Erst als sie zerknautscht wie sie war nach draußen getreten war und ihr Blick den verwunderten Pierre traf, fiel ihr wieder ein, dass sie nicht alleine war.

»Sind Sie etwa immer noch hier?«, murmelte sie.

»Nein, schon wieder. Erik hatte mich zwischendurch abgelöst«, sagte Pierre grinsend.

»Dann habe ich ja wirklich ganz schön lange

geschlafen«, sagte Anna und watschelte in Richtung der Toilette. Pierre blieb an seinem Posten stehen und beobachtete sie aus dem Augenwinkel.

Im Badezimmer rubbelte sich Anna kaltes Wasser ins Gesicht, die müde Gestalt im Spiegel ließ sich davon jedoch nicht aufmuntern. Sie wirkte sehr blass, wenn nicht sogar schon grau angelaufen, und hatte schlimme Augenringe. Sicherlich Symptome der Krankheit, dachte Anna sich. Immerhin war diese Katzenwäsche erfrischend. Anna erinnerte sich daran, wie sie es damals im Heim gehasst hatte, sich im Winter morgens das Gesicht waschen zu müssen, wenn das Wasser eiskalt gewesen war. Doch irgendwann hatte sie einen Trick herausgefunden – wenn sie sich nicht verkrampfte und sich auf eine unangenehme Empfindung vorbereitete, sondern sich im Gegenteil sagte, dass sie jetzt gleich herrlich erfrischendes, eiskaltes Wasser spüren würde, war das Ganze gar nicht mehr schlimm. Vielleicht konnte ihr diese Erkenntnis helfen, die nächsten Tage zu überstehen. Auf dem Weg zu ihrem Zimmer beschloss sie, gleich mal an Pierre zu üben, etwas freundlicher zu sein – oder kooperativer, wie Professor Stein wahrscheinlich sagen würde.

»Okay, ich bin jetzt wach«, lächelte sie ihn an.

»Sie haben aber auch wirklich lange geschlafen.«

»Sagen Sie bitte Erik auch noch mal vielen Dank!«

»Das können Sie nachher auch selbst tun – Der Professor war vorhin hier und hat uns drei für heute Abend in seine Wohnung eingeladen, auf einen kleinen Drink. Um den guten Ausgang der Sache gestern zu besiegeln, sagte er.«

»Das ist ja nett«, sagte Anna etwas verwundert. Das ständige Auf und Ab in der Stimmung dieser bizarren Vorgänge war wirklich merkwürdig.

»Ich soll den Professor informieren, wenn Sie wach sind«, sagte Pierre, »ich piepe ihn schnell an.«

Er drückte auf den Stöpsel, den er im Ohr hatte und wartete einen Moment. Mit einem weiteren Knopfdruck aktivierte er den Lautsprecher an seiner Smartwatch und Anna hörte einen Tuten. Als ein Knacken ertönte, sagte Pierre: »Professor, Anna ist jetzt wach.« Schnarrend ertönte die Stimme von Professor Stein: »Gut, dann möchte sie doch bitte in einer halben Stunde in mein Behandlungszimmer kommen. Ich habe ein Frühstück für sie zurückstellen lassen, das kann sie sich vorher in der Kantine abholen.«

»Alles klar, sie hat mitgehört«, bestätigte Pierre und beendete das Gespräch.

»Sehr gut, ich bin am Verhungern«, lächelte Anna und machte sich auf den Weg in Richtung Kantine. Noch viel wichtiger, als etwas zu essen war Anna allerdings ihr Wissensdurst – sie konnte kaum erwarten, was der Professor als nächstes tun und

sagen würde, und ob damit endlich Licht ins Dunkel dieser mysteriösen Umstände gebracht würde.

Nachdem sie sich den Bauch vollgeschlagen hatte, war Anna mit Piere auf dem Weg zu Doktor Steins Labor. Als sie den Observationsbereich betraten, stutzte sie jedoch – es waren kaum noch Wissenschaftler da, bestimmt die Hälfte der Geräte war abgebaut. Die riesigen Glasscheiben waren getrübt wie Milchglas.

»Was ist denn hier los?«, fragte Anna verwundert.

»Leider sind die meisten anderen Patienten auch so aggressiv geworden wie Herr Lobrecht. Die Scheiben lassen sich durch irgendwelche elektrochemischen Tricks trüben, damit haben sie versucht, die Kerle zu beruhigen. Anscheinend gehen sie auf jeden los, der sich noch nicht im gleichen Zustand befindet, wie sie.«

»Das ist ja schrecklich«, murmelte Anna und ließ ihren Blick über die Scheiben gleiten – schemenhaft waren dahinter noch einige Silhouetten zu sehen.

»Aber da sind immer noch welche drin?«

»Ja, das sind die, bei denen es noch nicht ganz so weit ist. Die anderen sind in den Hochsicherheits-Labors untergebracht. Da sind sie unter sich und können niemandem etwas tun.«

Anna schluckte. »Das ist ja schrecklich.« Ihr

wurde ein bisschen schwummerig und sie verlangsamte ihren Schritt. Pierre bemerkte, dass sie etwas blass wurde und griff ihr etwas unbeholfen an den Ellenbogen, um sie weiter in Richtung der Schleuse zu dirigieren, ohne sie zu aufdringlich anzufassen.

»Der Professor kann Ihnen das gleich alles genauer erklären«, versuchte er sie zu beruhigen.

Anna biss die Zähne zusammen. Nachdem Pierre sie durch die Schleuse gebracht hatte, kehrte er wieder um und schickte Anna alleine in das Labor, wo Professor Stein schon wartete.

»Guten Morgen, Anna«, grüßte er sie in jovialem Ton. »es scheint ja so, als hätte unsere Schlaftherapie angeschlagen.«

»Ja, ich habe durchgepennt wie ein Baby« gab Anna zu, wobei sie sich etwas verlegen eine Haarsträhne aus dem Gesicht schob. »Jetzt fühle ich mich auch viel besser.«

»Es freut mich, das zu hören. Hat Pierre Ihnen schon von meiner Einladung erzählt?«, fragte der Professor.

»Oh ja, vielen Dank – die nehme ich natürlich gerne an«, sagte Anna, wobei ihr klar war, dass es eigentlich keine Alternative gab. Sicherlich konnte so ein lockerer Abend aber eine willkommene Abwechslung zum harten Alltag in der Klinik bieten. Und damit waren ihre Gedanken auch schon wieder beim Ernst der Lage.

»Ich habe gehört, die meisten Patienten sind jetzt in irgendwelchen... Zellen?«

Professor Steins Blick verfinsterte sich etwas. »Nun, Zellen im eigentlichen Sinne sind das nicht. Wir haben hier einige Hochsicherheitsräume für gefährliche Experimente, die mit elektronischen Sicherheitssystemen ausgestattet sind.«, erklärte er. »Wir mussten sie jetzt leider zu Aufenthaltsräumen für diese armen Kreaturen machen... zu ihrem eigenen Schutz, aber vor allem auch zu unserer Sicherheit.«

Anna schluckte. Sie war sich ziemlich sicher, dass das »uns« des Professors sie selbst nicht einschloss.

»Wissen Sie denn jetzt schon, wie es zu dieser Veränderung kommt?«, fragte sie zögerlich.

»Ja, es ist eigentlich ganz einfach«, antwortete der Professor, »das hätten wir sogar vorhersehen können. Wenn das Gehirn erst einmal soweit geschädigt ist, dass es die Körpersysteme nicht mehr kontrollieren kann, wird diese Funktion einfach vom Stammhirn und vom Rückenmark übernommen.« Anna schaute ihn fragend an und der Professor räusperte sich: »Wie bei einem Tier regieren dann nur noch die Urtriebe, es gibt keine Zeichen mehr von Moral oder Rationalität.«

»Das ist dann der Punkt ohne Wiederkehr«, sagte Anna leise, bezogen auf ihre eigene Situation.

»Ich kann es leider nicht beschönigen, Anna: Ihre Zeit verrinnt.«

Der Professor faltete die Hände und schaute sie mit einem Ausdruck absoluter Endgültigkeit an, wie ihn nur Mediziner fertig bringen. »Aber da Sie noch nicht einmal die apathische Phase erreicht haben, bleiben Ihnen noch wertvolle Tage, vielleicht sogar Wochen«, sagte er aufmunternd, »und in dieser Zeit können wir es vielleicht schaffen, eine Therapie zu entwickeln, wenn Sie uns unterstützen!«

Anna wischte sich über die Stirn. »Ich tue natürlich alles, was ich kann. Woran arbeiten Sie da gerade?«, fragte sie mit Blick auf den Bildschirm, an dem der Professor saß.

»Ich untersuche die Gehirnstruktur von Herrn Kämper. Es gibt da einige Anomalien, auf die wir uns keinen Reim machen können. Und da können Sie uns helfen. Es tut mir leid, ich weiß ja nicht, wie nahe Sie sich standen, aber ich muss Sie bitten, mir die Einzelheiten Ihrer Liaison offenzulegen.«

»Das... das ist schon okay. Um die Wahrheit zu sagen, wir kannten uns kaum. Wir hatten nur einmal Sex, das war direkt in der Nacht, bevor ihre Leute mich... bevor ich hierher kam.«

»Wir sind noch ungeschlüssig, wer sich bei wem angesteckt hat. Ich muss das leider genau wissen, wie haben Sie mit ihm verkehrt – oral, vaginal, anal?«

Anna atmete tief durch. »Wenn sie die romantische Variante hören wollen; Cunnilingus, Fellatio... Sex in allen üblichen Stellungen, aber nicht anal.«

Sie spürte, wie ihre Gesichtshaut sich erhitzte. Der Professor schaute sie über den Rand seiner Brille an. »Und davon abgesehen, wie viele Sexualpartner hatten Sie in den letzten Wochen?«

»Gar keine!«, rief Anna ungewollt laut. Der Professor schwieg und schaute sie fordernd an. »Anna, ich sagte Ihnen doch, wir haben ausführliche Unterlagen über Sie.«

»Was wollen Sie denn jetzt damit sagen? Den Aidstest habe ich wegen einer Sache gemacht, die schon etwas länger zurücklag. Ich habe über Dritte erfahren, dass der Kerl mit dem ich da kurz zusammen war, mir nicht die Wahrheit gesagt hat.«

Der Professor wirkte etwas konsterniert. »Gut, lassen wir das. Unsere Kernfrage ist – und das ist einer der Gründe, warum Sie in gewissem Sinne besonders wichtig für uns sind – warum ihre Werte so sind, wie sie sind. Was ist bei Ihnen anders, als bei Herrn Kämper? Warum nimmt die Krankheit einen so anderen Verlauf? Wir vermuten, dass es etwas mit Drogenkonsum zu tun hat.« Er legte eine Kunstpause ein und schaute Anna wieder mit diesem merkwürdig fordernden Blick an, den sie nicht einordnen konnte.

»Was haben Sie ihm denn verkauft?«, fragte er schließlich ungeduldig.

»Das übliche – Speed und Ecstasy«, sagte Anna etwas pikiert.

»Also Amphetamine und MDMA. Mit welchen Stoffen könnten diese Drogen verunreinigt gewesen

sein?«

»Professor, ich habe Ihnen doch schon gesagt: Ich gebe mir größte Mühe, den Leuten nichts verpanschtes anzudrehen. Ich habe da einen gewissen Anspruch, einen hohen sogar.«

»Das ist ja auch besser für ihr Geschäft, für ihren Ruf«, sagte der Professor scharf. »oder sind Sie selbst ihr bester Kunde? Lassen sie den ›Stoff‹ vielleicht nur prüfen, um die guten Sachen selbst zu nehmen? Und den Rest zu verkaufen?«

»Was reden Sie denn da?«, fragte Anna brüskiert.

»Jetzt tun Sie doch nicht so«, herrschte der Professor sie an, »warum geben Sie immer wieder das Unschuldslamm, wenn es um ihren eigenen Konsum geht?«

»Was denn für ein Konsum?«, feuerte Anna zurück, »ICH NEHME KEINE DROGEN! Ich verkaufe sie nur!«

Dem Professor entglitten plötzlich die Gesichtszüge. »Wie bitte?«

»Klar, was soll sein! Damit verdiene ich eben meinen Lebensunterhalt, weil ich sonst mit Arbeit nicht klarkomme! Wenn Sie so viel über mich wissen, dann wissen Sie doch auch, dass meine Mutter sich totgesoffen hat, dass ich im Heim aufgewachsen bin und dass ich regelmäßig Panikattacken bekomme, wenn ich mich mit Autoritätspersonen auseinandersetzen muss! Ich bin beim Arbeitsamt als

›unvermittelbar‹ vermerkt! Und ich weiß nicht, ob Sie schon mal versucht haben, von Hartz 4 zu leben – Spaß macht das nicht!«

Professor Stein rutschte langsam in seinem Stuhl zurück und schaute Anna immer noch fassungslos an. »Teilweise hatten wir diese Informationen. Aber dass Ihre Mutter Alkoholikerin war, höre ich zum ersten Mal. Das tut mir leid.«

»So wie sie möchte ich auf keinen Fall enden«, sagte Anna trotzig, »aber als Kind von einem Junkie habe ich natürlich erhöhtes Suchtpotenzial. Von daher möchte ich auch nie Verantwortung für jemanden haben und möchte keine Kinder, keine Familie. Mein Leben ist die Musik, und das lebe ich aus, mit allem, was dazugehört. Manche brauchen zum Feiern eben Drogen, ich brauche sie nicht. Aber ich habe alle Kontakte in der Szene, also warum soll ich damit nicht meinen Lebensunterhalt aufpeppen. Und wie gesagt, ich versuche dabei sogar, das ganze sympathischer und sicherer zu machen.«

»Aber wir haben in ihrem Blut Spuren von Drogen gefunden... wenn auch natürlich nicht in dem Maße, das wir erwartet hatten. Wir hatten uns schon gefragt, ob ihr Körper irgendwelche Besonderheiten aufweist... vielleicht durch eine gewöhnungsbedingte Mutation... so dass Sie die Stoffe schneller abbauen«, sagte der Professor konsterniert.

Anna schüttelte den Kopf. »Klar ziehe ich mal an 'nem Joint oder massiere mir ein bisschen Koks

ins Zahnfleisch, wenn Leute das kaufen wollen. Ich sehe das nicht dogmatisch, aber ich bin mir aufgrund meiner sozialen Vorbelastung der Gefahr bewusst. Deswegen vermeide ich es, Drogen in regulären Dosen zu nehmen. Und harten Alkohol fasse ich erst recht nicht mehr an, wegen meiner Mutter.«

Professor Stein schien Anna gebannt zuzuhören, also fuhr sie fort: »Das Leid, in das sie sich selbst und damit auch mich damals gestürzt hat, hat mich dazu gebracht, einem ganz bestimmten Grundsatz zu folgen: *mein Körper ist mir heilig*. Da kommen keine Tattoos drauf, keine Piercings rein und schon gar keine Spritzen. Ich versuche, Körper und Geist als ebenbürtige Partner anzusehen und immer die Kontrolle über beides zu behalten.«

Nachdem Anna fertig gesprochen hatte, passierte zunächst nichts. Der Professor war wie versteinert und schien erst nach einiger Verzögerung zu bemerken, dass er jetzt an der Reihe war, etwas zu sagen. »Das ist ... wirklich ein löblicher Ansatz.«

»*Meus sana in corpore sano*«, wiederholte Anna seine Worte.

»Genau.« Professor Stein lächelte milde. »Obwohl ich den Körper nicht unbedingt als gleichwertig ansehe. Als Mediziner versuche ich eher, gegen die Gebrechen des Körpers anzuarbeiten – Krankheiten und Verfall abzuwenden.«

»Aber würden Sie nicht sagen, dass die Natur die Tendenz hat, immer eine Balance anzustreben?«

»Solche Gedanken sind mir zu esoterisch. Die Natur hat doch keinen Willen, da regiert das Chaos. Es ist die Aufgabe des Menschen, die Dinge in ihre Bahnen zu lenken, ihnen Sinn zu geben und Ordnung herzustellen.«

Anna bemerkte, dass der Professor wieder in sein selbstgefälliges Ich zurückgefunden hatte und seine Weltsicht zum besten gab, von der schon sein Tonfall suggerierte, dass sie die einzig richtige sei.

»Das sehe ich anders«, sagte Anna entsprechend trocken.

»Möchten Sie denn in einer Welt leben, in der Unschuldige leiden? Möchten Sie als jemand, der schwer krank ist, nicht von der Wissenschaft geheilt werden?«

»Natürlich möchte ich das«, entgegnete Anna, »aber die Menschen sind nicht unfehlbar. Sie haben ja bestimmt nicht schon wieder vergessen, dass ich als Unschuldige leiden musste. Als kleines Kind bin ich Opfer einer Gesellschaft geworden, die eben nicht so fehlerlos funktioniert, wie das oft suggeriert wird.«

»Wenn ihre Mutter alkoholkrank geworden ist, ist das doch aber nicht die Schuld der Gesellschaft!«, empörte sich der Professor.

»Nein? Sind Sie da sicher?«, entgegnete Anna. »Ist es vielleicht meine Schuld? Und ist es meine Schuld, dass ich durch ein – aus meiner Sicht – dysfunktionales System zum Umgang mit Waisenkindern schwer traumatisiert wurde?«

Der Blick des Professors wurde etwas milder, dafür war es nun Anna, die sich richtiggehend in Rage gebracht hatte. »Die Natur schafft ihre Balance vielleicht durch einen Querschnitt aus absolut zufälligem Chaos«, schloss sie, »aber Menschen machen Fehler. Und diese Fehler werden bewusst gemacht, es sind Entscheidungen, sie sind absolut.«

Wieder schwieg Professor Stein für einen Moment und Anna glaubte, eine Spur von Anerkennung in ihrem Blick wahrzunehmen.

»Sie sind noch jung, Anna«, sagte er schließlich selbstherrlich, »aber ich muss zugeben, für Ihr Alter haben Sie eine beeindruckende ... oder *interessante* Sicht auf die Dinge. Ich möchte dieses Gespräch nicht abwürgen, aber das, was sie mir über ihren Drogenkonsum, oder das Fehlen von ebendiesem, gesagt haben, bringt mich auf neue Ansätze. Ich muss dringend einige neue Simulationen einstarten.«

»Dann sehen wir uns spätestens heute Abend, Professor«, sagte Anna, immer noch mit einem etwas säuerlichen Ton.

Nachdem Pierre Anna wieder durch die Schleuse gebracht hatte, stand Fitness auf ihrem Tagesplaner. Während sie ihre Runden auf dem Ergometer drehte und versuchte, ihre Frustration in die Pedalen des Gerätes zu treten, kreisten ihre Gedanken immer noch um das Gespräch und ihre Situation. Der

Professor konnte sagen, was er wollte, aber sie glaubte definitiv an Karma. Sie wusste zwar nicht, was sie in einem früheren Leben angestellt hatte, aber besonders gut konnte es nicht gewesen sein. Denn anscheinend drehte sich ihre Existenz um solche Institutionen, die sie einsperrten, sie von oben herab behandelten und ihr noch versuchten, eine ganz bestimmte Sicht der Dinge aufzuzwängen – eine Sicht, die sie nicht teilte. Was hatte sie alles getan, um diesem Musterleben aus dem Weg zu gehen, ihren eigenen Weg zu wählen, auf dem sie auf nichts und niemanden angewiesen war. Und doch biss sich die Schlange nun selbst in den Schwanz. Ihre Kindheit hatte sie in diesen seelentötenden Gefängnissen verbracht und nun würde, wenn es schlecht lief, ihr Leben auch hier enden.

Dieser Gedanke erzeugte eine Flauheit in ihrem Magen, die sich schnell ausbreitete und in ihrem Kehlkopf ein Würgen hervorrief. Sie hörte auf zu strampeln und bemerkte, wie schwarze Flecken in ihrem Gesichtsfeld auftauchten. »Ganz ruhig«, sagte sie zu sich selbst und schloss die Augen. Der ganze Raum schien sich zu drehen. Ihre Zehen tasteten nach dem Boden und sie rutschte vom Sattel, wobei sie sich am Lenker und Rahmen des Ergometers festhielt. Schließlich öffnete sie die Augen wieder. Die Beleuchtung des Raumes wirkte überzogen grell und verursachte regelrechte Schmerzen. Sie machte ein paar Schritte in Richtung Ausgang, doch wieder

schien der Boden unter ihren Füßen zu kippen und sie drohte zu fallen.

Irgendwie musste Anna sich erden – sie erinnerte sich daran, wie sich in ihren exzessiven Jahren, als sie endlich aus dem Heim gekommen war, oft das Bett um sie gedreht hatte, wenn sie mal wieder zuviel getrunken hatte. Damals hatte ihr ein Kumpel den Tipp gegeben, einfach einen Fuß aus dem Bett auf den Boden zu stellen, sozusagen den Anker auszuwerfen. Und das hatte funktioniert! Genau so etwas brauchte sie jetzt auch.

Sie erreichte die Tür, doch statt sie zu öffnen, ging sie noch ein paar Schritte weiter, bis sie ganz dicht vor der Wand stand. Das war gut, nun schattete sie selbst die Lichtquellen ab und die quälenden Einstrahlungen waren verschwunden. Wie angenehm. Sie schloss die Augen und machte einen letzten kleinen Schritt auf die Wand zu, so dass ihre Fußspitzen fast daran anstießen. Wie ferngesteuert lehnte Anna sich nun nach vorne – langsam, ganz langsam, bis schließlich ihre Stirn die Wand berührte. Wie entspannend das war! Die Wand war so schön kühl... und schien alle unangenehmen Empfindungen aus ihr herauszuziehen. Der Schwindel, der Kopfschmerz, alles strömte in den Putz und von dort ins Mauerwerk, wo es sich im gesamten Gebäude zu verteilen schien. Anna hatte das Gefühl, dass auch ihr Geist durch diesen Sog erfasst wurde und mit durch die Dunkelheit wanderte – bis kleine, farbige Lichter

darin auftauchten. Die Lichter wurden zu Formen, zu Menschen – sie sah die Umrisse der Wissenschaftler, die vornübergebeugt an irgendetwas arbeiteten. Sie sah die feuerrote Silhouette eines Wachmannes, der mit schwungvollen Schritten einen pechschwarzen Gang hinunterschritt. Und sie sah die blassgelben Kranken im dunklen Nichts des Überwachungsraumes. Fast reglos standen sie da, starr und unbeweglich ... ihre Köpfe gegen die kalten Wände gedrückt.

Erschrocken zuckte Anna zusammen und riss sich aus diesem bizarren Tagtraum los. War das ein weiterer Schritt auf dem Weg, so zu werden wie sie, die Kontrolle über ihren Körper zu verlieren? Das durfte nicht passieren!

Tränen sammelten sich in ihren Augen und sie erlebte einen weiteren Rückschlag in die Welt ihres kindlichen Ichs – sie war verlassen und eingesperrt, der Schlüssel war weggeworfen worden, es gab keinen Ausweg und keine Chance. Weinend und wie getrieben rannte Anna durch die menschenleeren Gänge in ihr Zimmer, wo sie sich schluchzend aufs Bett warf.

Anna ließ ihren düsteren Gedanken freien Lauf und weinte sich erst einmal aus – ihre Lage schien wirklich aussichtslos. Als die düstersten Wolken sich verzogen hatten, kam ihr in den Sinn, dass es vielleicht langsam an der Zeit war, den Leuten, die sie kannte, ein paar letzte Worte zu

hinterlassen. Sie griff sich das Tablet und aktivierte es mit ihrem Fingerabdruck. »Willkommen, Anna«, sagte die Computerstimme. »Sie haben eine neue Nachricht.«

Anna war überrascht. Wer schickte ihr denn eine Nachricht? Vermutlich war sie von dem Professor oder jemandem aus der Klinik. Sie klickte das Nachrichtensymbol mit der roten Eins daran an und ein Fenster öffnete sich. Darin waren allerdings nur dunkle Umrisse und sehr viel Rauschen zu sehen, als hätte jemand die Kamera zugehalten. Eine verzerrte Stimme sagte in säuselndem Tonfall: »Für Vertraulichkeit: Angelika. Angelika von hinten. Nehmen Sie für Vertraulichkeit Angelika von hinten!«

Dann brach die Aufnahme mit einem Rauschen ab, wobei Annas Mundwinkel nach unten gingen. Es klang irgendwie nach einer Porno-Spam-Nachricht, aber dann doch irgendwie verklausuliert und verklemmt. Was sollte so ein Quatsch, wer machte sowas? Sie fühlte sich sowieso schon unangenehm bedrängt, dass sie als einzige Frau hier herumlief und das auch noch in sehr wenig dünnen Stoff gehüllt. Sie war sich sicher, dass einige der Kerle ihr hinterhergeiferten – vor allem der fiese Doktor Beckmann starrte sie immer so unverhohlen an. Sie drückte erneut auf das Wiedergabesymbol – vielleicht konnte sie bei nochmaligem Hören trotz der Verzerrung Rückschlüsse treffen, wer da sprach.

»Fehler: Sie haben keine Nachrichten«, sagte

die Computerstimme überraschend und das Fenster schloss sich. Anna war verwundert und ein bisschen sauer, aber wenigstens nicht mehr traurig. Irgendetwas stimmte hier nicht und sie musste der Sache auf den Grund gehen.

Den Nachmittag verbrachte Anna mit einem Streifzug durch die Klinik. Sie musste den Laden besser kennenlernen und sich ein Bild davon machen, was es alles für Räume gab. Hin und wieder traf sie auf Sicherheitsmänner, die sie böse anschauten und unangenehme Erinnerungen an die Szenen der nächtlichen Treibjagd wieder aufleben ließen. Doch Anna versuchte, sich nichts anmerken zu lassen – sie versuchte sich vorzustellen, sie sei die Königin in ihrem Schloss und die Wachleute ihre ehrlosen Untertanen, die ihr ihren Status und Reichtum neideten. So kam sie gut an den Männern vorbei, ohne dass sich die üblichen Symptome ihrer Panikattacken zeigten – Herzrasen und Schweißausbrüche. Gut ging es Anna trotzdem nicht, sie verspürte permanent einen leichten Schwindel, doch vermutlich waren das Anzeichen ihrer Erkrankung.

Immer, wenn sie alleine in einem Gang unterwegs war, studierte sie aufmerksam die Beschriftungen der Türen und deren Schlösser – doch alle LEDs standen auf rot.

In der dritten Etage fand sie überraschend

eine breite Fensterfront vor, die einen schönen Blick über den angrenzenden Wald bot. Die Sonne war gerade im Begriff, unterzugehen und tauchte alles in ein goldenes Licht. Angetan blieb Anna stehen und betrachtete die idyllische Szenerie, doch nach einem kurzen Moment der Ausgeglichenheit und Ruhe fing ihr Denkapparat wieder an zu rattern. Sie wusste, dass die Sonne im Westen unterging, das bedeutete also, sie schaute jetzt grob in diese Himmelsrichtung. Es waren aber keinerlei Anzeichen einer großen Stadt zu sehen – auch dann nicht, wenn sie so weit nach rechts und links schaute, wie es die Fenster zuließen. Das bedeutete, sie befand sich höchstwahrscheinlich nicht an der Ostseite Berlins. Der Tegeler Forst im Nordwesten kam ihr in den Sinn, doch wer wusste schon, ob sie nicht sogar in ein anderes Bundesland gebracht worden war, wenn sie 24 Stunden betäubt gewesen war.

Es war ja auch nicht so, dass sie mit dem Wissen, wo sie genau war, viel anfangen konnte, denn verlassen würde sie die Klinik auf eigene Faust sowieso nicht können – das war ihr noch einmal besonders klar geworden, als sie den Eingangsbereich ausfindig gemacht hatte. Er war durch mehrere dicke, in Stahlrahmen eingefasste Glastüren gesichert gewesen. Dort hatte sie einen großen Rezeptionstresen gesehen, der unbesetzt gewesen war – und nichts hatte auf den Namen oder die Funktion dieser Einrichtung hingewiesen. Sie war

aber ohnehin nicht besonders nahe herangekommen, denn daneben befand sich ein Sicherheitshäuschen, das rundum verglast war, und von einer höchst grantigen Person besetzt war. Schon als Anna in die Nähe gekommen war, hatte sie sofort ein schnarrendes »Halt!« aus einer Lautsprecheranlage zusammenzucken lassen. Sie war herumgewirbelt und hatte dann den faltigen, alten Zausel gesehen, der in seiner zerknitterten Uniform hinter einer dicken Glasscheibe saß und zum Sprechen jedes Mal einen Knopf an einem Pult betätigte.

»Keinen Schritt weiter!«, war seine nächste Äußerung gewesen und er schaute Anna mit einem höchst grimmigen Blick an. Natürlich wusste er nicht, dass Anna in zahllosen Therapiestunden genau für solche Situationen trainiert hatte: um die Panikattacken loszuwerden, die ihr Autoritätspersonen noch in ihrer Teenagerzeit beschert hatten, war sie nun auf Konfrontation gebürstet. Sie setzte ihr falschestes Grinsen auf und marschierte mit großen Schritten auf den Kerl zu.

»Ich sagte stehenbleiben!«, ließ der über seine Sprechanlage verlauten, »gehen Sie sofort zurück!«

»Hallo, ich bin Anna«, rief Anna mit ihrer auf Nachtclub-Lautstärke trainierten Stimme.

»Ich weiß genau wer sie sind«, feuerte er zurück, »und taub bin ich auch nicht!«

»Ach so, ich dachte nur, wegen der Scheibe!«

Anna ging mit ihrer Lautstärke kein Stück herunter.

»Ich habe hier Mikros und alles! Ich kann alles hören!«, krächzte der Alte nervös.

»Schön!«, rief Anna mit Spott in der Stimme, aber immer noch herzlich lächelnd.

»Jetzt hauen Sie endlich ab, sonst muss ich Alarm geben und hier alles verriegeln!«, brüllte er.

Nun wurde Anna doch etwas nervös. Sie war doch keine Gefangene! Oder doch, eigentlich war sie das, machte sie sich bewusst, aber innerhalb der Klinik wollte sie sich wenigstens einigermaßen frei bewegen können, ohne sich anbrüllen zu lassen. Und falls die Lage weiter eskalieren sollte, brauchte sie eine Exit-Strategie. Hektisch schaute sie sich um, doch das schien den Wachmann ebenfalls unruhig werden zu lassen.

»Ich zähle bis eins!«, rief er, »dann ist hier richtig was los!«

Anna verzog das Gesicht, denn unangenehme Erinnerungen an die letzte Nacht überkamen sie. Lust, sich nun möglicherweise schon wieder mit einigen der beteiligten Sicherheitsmänner konfrontiert zu sehen, hatte sie nicht – nun schlug ihr das Herz aber doch schon wieder bis zum Hals und sie begann zu zittern. Ihre Gedanken verknoteten sich, sie war nicht in der Lage, etwas zu sagen oder sich auch nur zu bewegen. Das würde böse enden, dachte sie, als der alte Mann komplett auszurasen schien.

»Sie haben es nicht anders gewollt«, keifte er und schnappte sich das Handteil seiner Telefonanlage. Anna wusste weder ein noch aus, doch da ertönte eine weitere Stimme, die auch ohne Zuhilfenahme eines Lautsprechers sehr durchdringend und imposant klang.

»Walter, Walter, das muss doch nicht sein!«, sagte Pierre, der grinsend den Gang herunterkam.

»Die Patientin benimmt sich renitent«, echauffierte der Angesprochene sich, »ich gebe jetzt Alarm!«

Pierre ging an Anna vorbei und trat an den kleinen Tresen, hinter dem der Alte stand. »Das geht doch aber ins Auge, Walter«, sagte Pierre jovial, woraufhin sein Gegenüber ihn verwirrt musterte.

»Wie ins Auge«, protestierte er, »Protokoll is dit! Ick muss Alarm geben, wenn die nicht spurt«, verfiel er nervös in einen leicht Berlinerischen Dialekt.

»Aber dann muss jemand mit Autoritätsstufe Alpha kommen, um den Alarm aufzuheben«, mahnte Pierre, ohne dabei drohend zu klingen, »und dann sehen die hohen Herren, dass du schon wieder die Hintertür offen hast!«

Walters Gesichtszüge entgleisten und Anna beobachtete interessiert, wie er sich langsam umdrehte und die Schiebetür hinter sich in Augenschein nahm, die einen Spalt offen stand.

»Na du weißt doch, wie et is, Pierre... ick krieg doch Platzangst hier drin!«, lamentierte er

halblaut, diesmal wohlweislich, ohne seinen Lautsprecher zu benutzen.

»Nichts für ungut, Walter! Ich nehme die Patientin wieder mit auf Station«, sagte Pierre persönlich und berührte Anna im Gehen vorsichtig am Oberarm, um sie mitzunehmen.

Plötzlich ließ sie eine Stimme Anna aus ihren tiefen Gedanken hochschrecken.

»Hallo Anna, was machen Sie denn hier?«

Anna verlagerte ihren Fokus von der inzwischen in tiefes rot getauchten Landschaft zur Spiegelung in der Scheibe, wo sie sah, dass eine uniformierte Gestalt auf sie zukam. Es war schon wieder Pierre, der freundlich lächelte, als sie sich umdrehte. War das Zufall oder hatte er den Auftrag, sie permanent zu beschatten?

»Ich vertrete mir nur ein bisschen die Beine«, lächelte sie künstlich zurück. »Ist das nicht eine fantastische Aussicht?«

Pierre blickte aus dem Fenster und nickte zustimmend. Für einen Moment schauten die Beiden hinaus und ließen sich gemeinsam von diesem erhebenden Naturschauspiel berühren.

»Wo genau sind wir hier eigentlich?«, fragte Anna so unschuldig wie möglich, doch Pierre schien den Braten zu riechen. »Ich fürchte, das darf ich Ihnen nicht sagen«, erklärte er.

»Aber Sie wohnen in Berlin?«, fragte Anna

nickend, um wenigstens herauszufinden, wie weit sie von der Stadt entfernt waren, oder ob die Klinik weit draußen in Brandenburg lag.

»Normalerweise schon«, sagte Pierre grinsend, da er durchschaute, dass Anna weniger an seinem persönlichen Wohnort interessiert war. »Aber seit die Krise begonnen hat, sind wir auf Wunsch des Professors meistens dauerhaft hier untergebracht. Ich kann aber schnell mit dem Auto in die Stadt fahren, wenn ich etwas brauche.«

Anna nickte dankbar, immerhin hatte sie jetzt einen kleinen Anhaltspunkt gewonnen, auch wenn ihr selbst nicht ganz klar war, was ihr das brachte. Doch wahrscheinlich waren Fluchtgedanken einfach Teil ihres Wesens, erst recht in einer Situation wie dieser. Alles, was sie herausfinden konnte, um sich auf die Eventualität eines Entkommens vorzubereiten, schien ihrem Unterbewusstsein etwas mehr Entspannung zu gewähren.

Pierres Smartwatch piepte und er warf einen Blick auf das Display. »Eine Terminerinnerung«, kommentierte er. »Da ist es doch gut, dass ich sie so ganz zufällig hier getroffen habe«, sagte er – mit einer leichten Spitze in der Stimme, wie Anna herauszuhören glaubte. »Wir sollten uns langsam auf den Weg zur Wohnung des Professors machen«, schloss er.

»Klar, ich bin bereit«, sagte Anna. »Ist ja nicht so, als ob ich mich vorher noch groß in Schale

schmeißen könnte«, sagte sie und Pierre grinste – er schien ihren trockenen Humor zu mögen.

Nachdem sie den Weg durch die Klinik mehr oder weniger schweigend hinter sich gebracht hatten, hielt Pierre seinen Transponder an die Tür, die sich daraufhin auf grün schaltete – offensichtlich hatte er eine höhere Zugangsstufe als seine Kollegen.

Als sie den luxuriös eingerichteten Raum betraten, sahen sie, dass der Professor schon etwas Vorarbeit geleistet hatte. Der schwere Esstisch war mit Servietten gedeckt, kleine Schälchen mit exotisch anmutenden Knabberereien standen in der Mitte. Erik hatte bereits Platz genommen, und als Anna und Pierre sich zu ihm gesellten, kam der Professor durch eine der Seitentüren herein, hinter der sich offenbar eine kleine Küche befand. Er trug ein Silbertablett mit vier Whiskeygläsern darauf und stellte es auf ein Sideboard, auf dem die Schätze seiner Hausbar aufgereiht waren. »Da sind Sie ja alle, sehr schön«, stellte er fest und öffnete dann eine Vitrine, die mittig über dem Sideboard hing – auch hier waren einige Flaschen untergebracht, offenbar die besonders edlen Tropfen.

»Wie Sie wissen, hatte ich Sie eingeladen, um den Schreck der gestrigen Nacht herunterzuspülen – nun haben wir allerdings noch einen weiteren Grund zum Feiern!«

Das ließ Anna aufhorchen. Hatte es etwa

einen Durchbruch in der Forschung gegeben?

Grinsend nahm der Professor eine auffällig verzierte Flasche heraus und präsentierte sie seinen Gästen.

»Zu diesem Anlass werde ich endlich mal den guten MacLachlan anbrechen«, verkündete er. »Kann ich dazu auch Eis haben?«, fragte Erik spottend. Professor Stein verdrehte gespielt die Augen. »In Ordnung, für Herrn Kaufmann gibt es dann einen Bourbon!«

Trotz seiner Drohung füllte der Professor eine angemessene Menge in jedes der Gläser und stellte das Tablett dann auf den Tisch, woraufhin er eines der Gläser erhob: »Lassen Sie uns darauf trinken, dass bei der ganzen Aufregung gestern doch noch alles glimpflich ausgegangen ist!«

Während sich die beiden Bodyguards nach vorne lehnten, um sich ihr Glas zu schnappen, zögerte Anna. »Wie gesagt, ich trinke eigentlich keinen harten Alkohol.«

»Den Alkohol schmeckt man gar nicht, der dreißigjährige geht runter wie Butter«, zwinkerte Pierre ihr zu.

»Aber ich nehme doch auch Medikamente – eine Menge sogar!«, sagte Sie an den Professor gerichtet.

»Wegen einem Glas müssen Sie sich wirklich keine Gedanken machen, Anna.«

Er nahm demonstrativ einen Schluck, so dass

Anna schließlich zögernd zugriff. Der Professor schwenkte die goldene Flüssigkeit in seinem Tumbler. »Ein wirklich edler Tropfen. Dem Anlass mehr als angemessen!«

»Gibt es da etwas, das wir wissen sollten?«, fragte Pierre stichelnd. Daraufhin lächelte Professor Stein so beglückt, dass sogar Anna sich von dieser Stimmung anstecken ließ. »Sie werden doch nicht etwa Großvater, Professor?«, wagte sie einen Schuss ins Blaue.

Der Angesprochene schüttelte jedoch amüsiert den Kopf: »Dafür haben meine Söhne keine Zeit.«

»Sie haben im Lotto gewonnen, Professor!«, versuchte Erik es. »Nein«, kam die Antwort, »das ist es auch nicht.«

Der Professor blickte erwartungsvoll in die Runde. »Mit Geld hat es schon etwas zu tun, viel bedeutender ist allerdings die damit verbundene Genugtuung.«

Dies schien Hinweis genug für die beiden Männer. »Wir sind wieder im Programm!«, rief Erik und reckte eine Faust.

»Genau so ist es«, sagte der Professor feierlich. Anna schaute unwissend von einem zum anderen, was dem Professor natürlich nicht verborgen blieb. »Wissen Sie Anna, diese Institution wurde zu Beginn großzügig mit Bundesgeldern unterstützt...«

»Ach, der tolle Fitnessraum ist also mit

Steuergeldern bezahlt«, witzelte sie.

»Ich gebe zu, die Ausstattung hier ist nicht ganz alltäglich – das meiste Geld ist aber natürlich in die Forschung geflossen. Unglücklicherweise kam dann der Klon-Skandal, der ja in den Medien völlig unsachgemäß aufgebauscht wurde. Aus Angst um Wählerstimmen bekamen wir den freundlichen Hinweis, unsere Projekte aufzugeben... aber ich konnte nicht zulassen, dass mein Lebenswerk so einfach zerstört wird. Ich habe den Unterhalt mit privaten Mitteln weiterfinanziert. Doch wir standen immer noch im Sperrfeuer der Medien.«

Er schaute mit leidendem Blick von Pierre zu Erik und zurück, wobei die beiden wissentlich nickten. »Unsere Haupteinnahmequelle war zu dieser Zeit ein Präparat namens ›Letalin‹ – ein sehr wirksames Gift ... für Hinrichtungen«, sagte er leise und senkte dabei seinen Blick. Anna zuckte innerlich zusammen. »Auch davon habe ich gehört«, sagte sie mit leichter Erregung in der Stimme, »wirklich nicht das sympathischste Produkt.«

»Alles eine Frage der Sichtweise«, sagte der Professor tadelnd, »Wenn Sie ein Schwerverbrecher sind, der eben nach legalen Gesetzen sein Leben verwirkt hat – da sind Sie trotzdem besser dran, wenn die Vollstreckung schnell und ohne Komplikationen abläuft – nicht mit Höllenqualen, wie sie zum Beispiel in den USA nach Abschaffung des elektrischen Stuhls Jahrelang an der Tagesordnung waren.«

Anna verzog das Gesicht, musste jedoch zugeben, dass an dieser Argumentation etwas dran war. Professor Stein nahm ihren Blick auf: »Natürlich kennen Sie die Vorgänge nur aus den Medien. Die haben höchst einseitig berichtet, uns richtig durch den Dreck gezogen, und das obwohl mit die Humanen Aspekte der Sache durchaus am Herz lagen. Nachdem alle Sponsoren abgesprungen waren, sind meine privaten Mittel dann auch schnell erschöpft gewesen und ich stand kurz vor dem Ruin.«

»Und jetzt bekommen sie wieder Geld wegen dem Virus?«, fragte Anna verblüfft. »Nun, ironischerweise sind wir durch die rigorosen Schließungen im Zuge der Gentechnik-Debatte im Moment die einzige Einrichtung mit den Mitteln, den Kampf gegen diese Krankheit aufzunehmen. Heute erhielt ich die Bestätigung, dass wir wieder offiziell auf der Lohnliste des Bundes stehen.« Er legte eine kleine Kunstpause ein. »Und als nächstes werden sich einige Hitzköpfe bei mir entschuldigen müssen«, fügte er spitzbübisch hinzu. Erik sprang auf und erhob sein Glas: »Das muss gefeiert werden!«

Die anderen erhoben sich ebenfalls und stießen an, woraufhin Anna an ihrem Drink nippte und das Gesicht verzog. Pierre hatte schon ein Stück weit recht gehabt; die Flüssigkeit brannte weitaus weniger im Hals, als sie es angenommen hatte. Trotzdem blieb eine etwas merkwürdige Nachwirkung, die Anna sehr unangenehm fand. Irgendetwas piekte sie in den

Tiefen ihres Wesens, als würde ihr Körper gegen diese Substanz protestieren. Sie schieb es auf die Traumata, die der Alkoholismus ihrer Mutter ihr zugefügt hatte.

Professor Stein bemerkte ihre Gefühlsänderung und schaute sie fragend an, doch Anna wollte das jetzt nicht diskutieren. »Aber was ist denn mit Ihren Kollegen, Professor? Sollten die nicht auch hier sein und darauf anstoßen, vor allem ihr Sohn?«

Der Professor zog sich den Kragen seines Kittel zurecht, wobei Anna zum ersten mal bewusst wurde, dass er auch in dieser Runde, in seiner eigenen Wohnung, die sehr privat eingerichtet war, seine Arbeitskleidung trug.

»Nun, wir haben uns ja eigentlich hier eingefunden, um unser kleines Abenteuer von gestern zu verdauen«, sagte er. »Aber ich habe meine engsten Mitarbeiter selbstverständlich bereits informiert und werde morgen vor der gesamten Belegschaft eine kleine Ansprache halten.«

Pierre prostete ihm zu. »Dann hoffen wir mal, dass Sie mit Ihren Forschungen bald den Durchbruch erlangen!«

Er zwinkerte in Annas Richtung. »Da wäre ich auch dafür«, sagte sie mit einem verlegenen Grinsen und der Professor nickte.

»Nun, ich kann immerhin sagen, dass wir uns heute aus einer kleinen Sackgasse herausmanövriert

haben. Wir steckten ehrlich gesagt etwas fest. Aber in unserer heutigen Sitzung mit Frau Petersen habe ich erkannt, dass wir uns etwas verrannt hatten. Ich denke, nun können wir wieder deutlich zielgerichteter vorgehen.«

»Darauf sollten wir auch trinken!«, sagte Erik laut. Die anderen erhoben die Gläser erneut zu einem symbolischen Toast und nahmen noch einen Schluck, der bei Pierre und Erik etwas großzügiger ausfiel – sie leeren direkt ihre Gläser, was der Professor mit einem etwas verwunderten Blick quittiert. »Ach, die Herren sind durstig? Soll ich noch einmal nachschenken?«

»Auf keinen Fall, Professor«, lehnte Pierre ab. Wir sind schließlich noch im Dienst, und da müssen wir klar bleiben.«

»Es findet auch gleich noch ein Meeting mit der Wachmannschaft statt«, fügte Erik hinzu, »wegen der verschärften Situation mit den Patienten.«

Kaum hatte er diesen Satz beendet, fing seine Smartwatch penetrant zu piepen an – Pierre warf ihm einen überraschten Blick zu, dann fing auch sein Gerät an, in diese Kakophonie mit einzusteigen – gefolgt von dem von Professor Stein. Erik fasste sich an seinen Ohrstöpsel, aus dem knackend eine aufgeregte Stimme ertönte.

»Es ist Doktor Stein«, sagte er mit einem erschrocken Seitenblick auf den Professor, der zusammenzuckte. »Im Sicherheitsbereich«, fügte Erik hinzu und die beiden schwarzgekleideten Männer

hechteten zur Tür, wo sie ihre Maschinenpistolen deponiert hatten. Aufgeregt folgte der Professor ihnen, als sie aus dem Zimmer stürmten. Er drehte sich noch einmal nach Anna um: »Warten Sie einfach kurz hier, wir klären das!«

Er zog die Tür hinter sich zu und die LED sprang auf rot um. Hatte er sie jetzt etwas hier eingesperrt? Anna schüttelte den Kopf. Nun ja, wenigstens würde sie nicht verdursten, sagte sie sich.

Sie betrachtete die Vitrine mit den ornamentverzierten Flaschen, dann ließ sie ihren Blick über die Regalfront schweifen. Viele Diplome und Urkunden hingen dort, sowie einige Bilder. An der gegenüberliegenden Wand fiel ihr ein etwas merkwürdiger Schatten auf – oder eher das Gegenteil? Der weiß getünchte Putz erschien dort etwas heller. Anna stand auf, um die Stelle etwas besser einsehen zu können, und stellte fest, dass auf dem Sideboard ein Bilderrahmen lag, der nach vorne gekippt war. Merkwürdig.

Neugierig ging sie hin, richtete das Bild auf und lehnte es an die Wand – an die Stelle, an der es normalerweise zu stehen schien. Es war ein schwarz-weißes Familienportrait... In der Mitte der Professor... neben ihm eine Frau, die Anna irgendwie bekannt vorkam. Während sie noch grübelte, an wen sie sie erinnerte, betrachtete sie die beiden anderen Männer – der jüngere, an der Seite der Frau, war ein etwas frischer aussehender Doktor Stein. Doch auch den

Mann, der neben dem Professor stand, kannte sie – es war eindeutig Doktor Beckmann, wenn auch in deutlich jüngeren Jahren. Auch der Professor hatte noch ein klein wenig mehr Haare, vor allem waren sie dunkler – doch bei Beckmann war der Unterschied wirklich drastisch. Er hatte komplett volles Haar, im Gegensatz zur jetzigen Glatze, und nun machte es »klick« bei Anna. Erschrocken japste sie nach Luft:

Sie hatte ihn schon öfter im Club gesehen, wenn auch ohne Brille und mit einer Perücke, die an seine echten Haare auf dem Foto erinnerte. Was zum Henker hatte das zu bedeuten? Was war das für eine merkwürdige Scharade? Fieberhaft untersuchte sie das Bild auf weitere Hinweise. Am Rand war eine schwarze Bordüre angebracht, das Bild war also nicht einfach nur aus stilistischen Gründen schwarz-weiß – es war ein Memento, eine Traueranzeige! Und jetzt wusste Anna, woher sie die Frau kannte:

Aus dem mysteriösen Zeitungsartikel.

Fieberhaft überlegte Anna, was das zu bedeuten hatte. Selbst wenn ihr ihre Erinnerungen wieder einen Streich spielten und sie Doktor Beckmann nicht wirklich verkleidet im Club gesehen hatte ... es war ein Fakt, dass ihr verschwiegen worden war, dass er ebenfalls eng mit dem Professor verwandt war, möglicherweise sogar sein Sohn war – das konnte kein gutes Zeichen sein. Die Sache stank zum Himmel.

Hektisch schaute Anna sich um, dann begann

sie, die Schubladen unter der Hausbar aufzuziehen. Darin war nur viel blödsinniges Zeug – nachdem sie einen Moment in Flaschenöffnern, Strohhalmen und Cocktailstäbchen herumgewühlt hatte, schaute sie sich noch einmal um und erspähte eine kleine Kommode an der anderen Wand. Sie zog die oberste Schublade auf und erstarrte – darin lag eine silberne Pistole, eine Walther PPK, wie sie sie in ihrem Traum gesehen hatte. Fieberhaft untersuchte sie die Waffe – sie verstand nicht viel von der Materie, aber das war definitiv kein Feuerzeug oder eine Replika, sondern eine echte Schusswaffe mit Patronen im Magazin. In der nächsten Schublade fand sie einige Zeitungsartikel – sie überflog grob die Überschriften, es ging um Streichungen von medizinischen Fördergeldern und um den Klon-Skandal, von dem sie auch vor einigen Jahren gehört hatte. Dazu einige Ausschnitte mit Fotos der besagten Frau – »Angelika S.« ... der Frau von Professor Stein.

Als Anna nervös die Papiere durchwühlte, stießen ihre Finger auf einmal auf einen etwas massiveren Gegenstand von der Größe einer dicken Münze. Sie zog ihn heraus und stellt fest, dass es ein Schlüsselanhänger aus Plastik war – ein Transponder, aber ein etwas älteres Modell. Die Mieter in ihrem Haus, die einen Garagenstellplatz gemietet hatten, hatten auch solche Dinger. Die Vorderseite war schwarz, die Rückseite weiß – und dort war mit einem Plastikmarker das Kürzel »U666« vermerkt worden.

Anna drehte das Ding in ihren Fingern hin und her – nachdem sie sich alle Beschriftungen im Haus angeschaut hatte, konnte »U« eigentlich nur für Untergeschoss stehen – also der Keller – und der vergleichsweise altmodische Transponder würde auch dazu passen, da das Tiefgeschoss deutlich kruder und ursprünglicher wirkte, als die extrem modernisierten Obergeschosse. Merkwürdig war allerdings die Zahl 666, da sie bisher nur zweistellige Raumnummern gesehen hatte, aber vermutlich handelte es sich um einen Art Gag, eine Anspielung auf die ›Zahl des Antichristen‹ – um so verdächtiger kam ihr das Ganze vor.

Als sie plötzlich ein Geräusch an der Tür wahrnahm, wurde Anna abrupt aus ihren Überlegungen gerissen. Etwa eine Sekunde später wurde auch schon das Türschloss aktiviert, so dass es sich mit einem Piepsen entriegelte. In diesem Moment hatte Anna auch schon den Transponder eingesteckt, die Schublade geschlossen und war auf ihren Stuhl zugehechtet – doch ihr wurde sofort klar, dass sie es nicht rechtzeitig schaffen würde, sich hinzusetzen und normal zu wirken.

Schon öffnete sich die Tür und Professor Stein trat ein, gefolgt von Pierre und Erik. Sie sahen Annas Rücken, da sie an der Vitrine stand und mit einer der Flaschen hantierte.

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts aus, Professor«, sagte sie laut, aber ohne sich

umzudrehen. Sie hoffte, dadurch genug Zeit zu gewinnen, damit ihr Gesicht wieder eine normale Farbe annehmen konnte.

»Sicher, sicher, machen Sie nur... sind Sie doch auf den Geschmack gekommen?«

»Ja, das ist schon ganz interessant«, sagte Anna bemüht locker, »ich dachte, ich probiere mal einen von den anderen – mit so hochwertigen Spirituosen kenne mich ja gar nicht aus und kann deswegen ihren ›besonderen Tropfen‹ noch gar nicht richtig wertschätzen.«

Der Professor reckte kurz den Kopf, um an ihr vorbeizuschauen, was Annas Hände zum Zittern brachte. »Na, da haben Sie ja einen Fund gemacht!«, kommentierte er, was Anna noch nervöser machte. »Das ist tatsächlich ein Bourbon, die amerikanische Variante des Whiskey. Aus meiner Sicht barbarisch, den habe ich für Gäste. Aber für Sie eigentlich genau die richtige Wahl, um mal das andere Extrem kennenzulernen«, freute sich der Professor und wandte sich wieder ab. Pierre und Erik hatten bereits wieder Platz genommen und nun setzte auch er sich hin.

»Was war denn los?«, fragte Anna, während Sie ein kleineres Glas füllte, das auf dem Sideboard stand.

»Mein Sohn hat etwas überreagiert«, seufzte der Professor, »angeblich hat eine Tür im Sicherheitsbereich, wo die Patienten jetzt

untergebracht sind, nicht richtig geschlossen. Er hatte Angst, sie könnten sich befreien. Aber eigentlich werden die Türen rund um die Uhr in der Sicherheitsstation überwacht und auch von dort gesteuert. Als wir ankamen, war auch nichts mehr zu bemerken von der Störung.«

Anna atmete tief durch, nahm sich das Glas und ging an ihren Platz zurück. »Nanu, ein neues Glas?«, fragte der Professor mit erhobenen Augenbrauen. Nervös schaute Anna auf das kleinere Glas, das jetzt neben ihrem Tumbler stand. »Nun ja«, setzte Sie an, »ich dachte, das macht man so, dass man das nicht mischt? Wenn man etwas anderes probieren will?«

»Da haben Sie nicht unrecht. Aber Sie sind auch ein bisschen rot um die Wangen, Anna!«

Der Professor musterte sie kritisch und auch Pierre und Erik lehnten sich etwa nach vorne. »Oh, das wurde mir schon öfter gesagt«, erklärte Anna schnell, »vom Alkohol.«

Professor Stein nickte und die beiden anderen Männer lehnten sich grinsend wieder zurück.

»Dann machen wir uns mal auf den Weg, Professor«, verkündete Pierre nun, »das Wachschutz-Treffen ruft, wir haben ja jetzt ganz schön Zeit vertrödelt!«

»Richtig, machen Sie das«, entließ der Professor seine beiden Mitarbeiter, die sofort aufstanden. »Aber Sie bleiben doch noch, nicht wahr,

Anna?«

Er sah die junge Frau fordernd an, die sich immer noch etwas ertappt vorkam. »Öh, klar«, platzte es aus ihr heraus. Sie wollte eigentlich so schnell wie möglich das Weite suchen – doch wie konnte sie sich am besten entschuldigen? Eine Ausflucht suchend, nippte sie an dem kleinen Glas, das sie allerdings in der Anspannung des Augenblicks ein bisschen sehr voll gemacht hatte. Das Zeug war wirklich eine ganze Ecke schärfer – Anna fühlte sich an den Geruch von Feuerzeugbenzin erinnert und musste husten.

»Habe ich es nicht gesagt?«, freute sich der Professor. Erik und Pierre waren bereits an der Tür und kicherten, bevor sie in Richtung der beiden einen lockeren Salut andeuteten und dann den Raum verließen.

»Puh, ja, das ist ganz schön hart. Und auch so viel!«

»Das haben Sie sich selbst eingebrockt«, zog der Professor die Augenbrauen hoch, »tut mir leid, aber ich kann Ihnen nichts davon abnehmen; das Zeug kann ich nicht trinken.«

Er griff sich die Flasche MacLachlan vom Tisch und schenkte sich noch einen Schluck ein. »Ich bleibe bei den schottischen Meistern!«

Anna nippte noch einmal an ihrem Drink und spürte wieder, wie sich die Flüssigkeit in ihr auszubreiten schien, sie sah es beinahe vor sich – das hatte etwas toxisches, als würde ein Gift durch

ihre sich immer feiner verästelnden Blutbahnen und Gefäße ausbreiten, ihr Innerstes vor ihrem geistigen Auge sichtbar machen. Sie räusperte sich. »Schon komisch, oder?«, sagte sie kryptisch.

»Was meinen Sie?«, fragte der Professor aufmerksam und lehnte sich nach vorne. »Dass es so in unserer Kultur oder unserem Wesen ist, uns selbst zu vergiften.«

»Mit dem Zeug tun Sie das auf jeden Fall«, spottete der Professor.

»Ich meine das aber generell«, sagte Anna, »und dabei sind wir noch so unehrlich damit.«

Der Professor schaute sie fragend an. »Ich meine, dass manche Drogen so verteufelt werden und andere sind in Ordnung. Jahrelang standen Alkohol und Zigaretten auf der einen Seite – und die sogenannten ›harten‹ Drogen auf der anderen.«

»Das können Sie doch aber doch nicht auf eine Stufe stellen!«, empörte sich Professor Stein.

»Nein?«, hielt Anna dagegen. »Wie erklären Sie sich dann, dass Zigaretten auf einmal in Ungnade gefallen sind? Überall Rauchverbote und dazu eine regelrechte Kampagne, die Raucher sozial auszugrenzen – nachdem man Sie jahrzehntelang zum Rauchen animiert hat, und dem Rauchen sogar ein image von Coolness und Freiheit verpasst hat. Man hat es als Lebensstil vermarktet, jetzt ist es auf einmal ein tödliches Gift.«

»Diese Bezeichnung ist ja auch zutreffend –

es sterben in unserem Land in jedem Jahr über 100.000 Menschen an den Folgen des Zigarettenkonsums!«

»Aber wenn Sie Verbote an Zahlen festmachen, wie passt das dann damit zusammen, dass im Jahr etwa 15.000 Deutsche am Alkohol zugrunde gehen, es aber nur um die 2000 Drogentoten gibt?«

»Wo haben Sie denn diese Zahlen her, das kann ich mir nicht vorstellen, dass es nur so wenige sind.«

»Wie gesagt, in meiner Freizeit engagiere ich mich für das Thema. Das sind ganz offizielle Zahlen vom Bundesamt für Statistik, das können Sie sofort nachprüfen.«

»Aber da ist doch bestimmt eine immense Dunkelziffer mit drin – was ist mit all den Unschuldigen, die an den Folgen des Drogenkonsums sterben?«, empörte sich der Professor.

»Was meinen Sie denn damit – Drogenkriege wie in Mexiko? Da hätten Sie natürlich recht, dass die nicht in deutsche Statistiken einfließen. Aber genau das ist ja ein Argument dafür, auch härtere Drogen zu legalisieren, um die gesamte Kriminalität in dem Bereich zu eliminieren.«

Professor Stein schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: »Sie können doch nicht wollen, dass schon Kinder sich Heroin spritzen!«

Anna verzog das Gesicht. »Man muss ja auch nicht gleich *alles* freigeben. Aber warum sollten Kinder sich überhaupt Heroin spritzen?«

»Es gibt doch genug Kinder, die Rauchen, oder dieses ›Komasaufen‹ machen!«

»Und da haben wir es wieder: Rauchen und Saufen ist legal, Haschisch und Amphetamine hingegen nicht. Wer profitiert davon?«

»Jetzt kommen Sie mir nicht mit so blöden Verschwörungstheorien«, schimpfte der Professor, »Fakt ist auf jeden Fall, die Medizinbranche würde sicher tolle Umsätze machen, wenn wir klinisch reine Halluzinogene anbieten würden. Aber ich bin trotzdem dagegen! Was ist, wenn die jemand nimmt und dann im wilden Rausch raus auf die Straße geht und Unschuldigen etwas antut?«

»So wie jedes Jahr tausende von Frauen von ihren besoffenen Partnern verprügelt werden?«

»Nein, ich meine Mord und Vergewaltigung!«, rief der Professor mit inzwischen hochrotem Kopf und sprang dabei auf. Anna erschrak sich etwas über diese heftige Bewegung und ihr Zusammenzucken ließ auch den Professor spüren, dass er die Kontrolle über sich verloren hatte. Er stützte sich mit einer Hand auf der Tischplatte ab, atmete tief durch und setzte sich dann wieder. Seine Gesichtsfarbe kehrte überraschend schnell zu ihrer üblichen Blässe zurück.

»Vielleicht sollten wir es für heute dabei belassen«, sagte er erschöpft, ohne Anna dabei

anzuschauen.

»Natürlich, Professor. Ich fühle mich auch nicht so ganz wohl«, sagte Anna wahrheitsgemäß – ihr Puls war ebenfalls mächtig angestiegen. Ihr Blick fiel auf das halbvolle Glas auf dem Tisch. Obwohl sie wusste, dass es die Sache nicht besser machen würde, schnappte sie es und schüttete die goldgelbe Flüssigkeit in sich hinein, in der Hoffnung, es würde sie beruhigen. Als sich das brennende Gefühl von ihrer Kehle aus in ihrem Körper ausbreitete, bereute sie es jedoch sofort und dachte an ihre Mutter. Vermutlich hatte sie wirklich etwas von ihr geerbt, was ihre Disposition zum Trinken anging. Zerknirscht stellte Anna das Glas auf dem Tisch ab und verabschiedete sich: »Haben Sie noch einen schönen Abend Professor.« Als sie aufstand, merkte sie sofort, dass sie Probleme mit dem Gleichgewicht hatte. Eigentlich verwunderlich, denn viel hatte sie ja nun wirklich nicht getrunken.

Professor Stein sah allerdings ebenfalls ziemlich mitgenommen aus. Er saß nun leicht seitlich auf seinem Stuhl, einen Ellenbogen auf der Tischplatte abgestützt, und starrte auf den Boden. »Für Sie auch, Anna, für Sie auch«, murmelte er und Anna machte sich aus dem Staub.

Draußen auf dem Flur freute sie sich innerlich über den Erfolg ihrer Taktik. Sie hatte ihre Aufregung überspielt und war recht schnell an die Luft gesetzt worden, statt noch Stunden mit dem Professor sitzen

zu müssen und dabei vielleicht doch die Erregung über die Dinge, die sie herausgefunden hatte, zu offenbaren. Besonders relevant schien ihr jedoch, wie explosiv der Professor auf das Thema Drogen reagiert hatte. Dadurch war sich Anna nun sicher, dass seine Frau einem Süchtigen zum Opfer gefallen war. Anna lief ein Schauer über den Rücken – wenn sie wirklich vergewaltigt und ermordet worden war, wie es die Zeitungsausschnitte suggerierten, war das ein grauenvolles Schicksal. Eine absolute Tragödie und die Wut des Professors war verständlich. Trotzdem wunderte sich Anna, wie wenig er als Mediziner über Drogen zu wissen schien, jedenfalls über den realen Umgang mit ihnen.

Viel wichtiger war jedoch die Frage, was das Ganze mit ihr zu tun hatte – wenn sie sich die Zeit ihrer ›Einlieferung‹ ins Gedächtnis rief, war sie zu Beginn viel abweisender behandelt worden, vielleicht sogar feindselig, doch das Verhalten des Professor ihr gegenüber hatte sich seitdem verändert. Klar, diese altkluge, leicht väterliche Art hatte er schon zu Anfang an den Tag gelegt. Doch irgendwie hatte er seine Schärfe verloren, hatte sogar etwas verletzlich gewirkt, als sie gerade gegangen war. Vor allem aber hatte er sie in der Nacht vor den anderen in Schutz genommen, vor allem vor diesem ekelhaften Doktor Beckmann. Und genau der war vermutlich das entscheidende, fehlende Puzzleteil – die Sache, der sie auf den Grund gehen musste. Und das im

buchstäblichen Sinne.

Als sie das Treppenhaus erreichte, bog sie sofort ab und ging leise die Stufen Richtung Keller hinab. Sie spitzte die Ohren und horchte nach Schritten oder anderen Geräuschen, denn sie wollte keinesfalls das Drama der letzten Nacht wiederholen. Andererseits hatte sie keine Zeit zu verlieren und genau jetzt war die Gelegenheit besonders günstig: wenn ein Treffen der Wachmannschaft im Gange war, dann patrouillierten sie jetzt in Minimalbesetzung, wenn überhaupt.

Anna erreichte den Keller und ging die Türen ab – in diesem Gang lagen überwiegend die Wäscheräume, mit denen sie schon Bekanntschaft gemacht hatte. Hier war immer noch alles einigermaßen modern, die Wände waren glatt verputzt, die Türrahmen waren jedoch nicht besonders sauber eingearbeitet und waren auch eindeutig älteren Datums als die restliche Einrichtung der Klinik. Am Ende des Ganges war eine T-Kreuzung, zur Linken erstreckte sich ein etwas schmalerer, aber ähnlich aussehender Gang. Auf der Rechten sah es aus, als hätte man die Renovierungsarbeiten vom einen Meter auf den anderen eingestellt. Tatsächlich standen dort noch einige Handwerkerutensilien herum – eine Leiter, ein paar Werkzeuge und zwei Plastikbottiche mit inzwischen staubig vertrocknetem Putz.

Sie wählte diesen Weg und nach wenigen

Metern befand sie sich zwischen nackten, unförmigen und vermutlich recht alten Backsteinen. Auch die Lichtverhältnisse wurden deutlich schlechter, im Gegensatz zum Rest des Kellers gab es hier keine Spots in den Decken, sondern es hingen nur zwei gelbliche, staubbedeckte Glühbirnen in einigem Abstand herunter.

Am Ende des Ganges erreichte sie eine schwere Stahltür, die zu ihrer Erleichterung nicht abgeschlossen war. Doch auf der anderen Seite war es stockfinster. Anna hielt die Tür mit dem Fuß auf, um überhaupt ein wenig Licht zu haben, und schaute sich um. Sie war in einem weiteren Gang, an der Decke liefen hier viele Rohre entlang. Dazwischen entdeckte sie wieder ein Kabel mit einer eingefassten Glühbirne. Zögerlich griff sie danach und stellte fest, dass die Birne locker saß. Sie schraubte sie hinein und der antik anmutende Glühdraht erwachte zum Leben, so dass die Umgebung in ein unruhiges, gelbliches Licht getaucht wurde.

Anna schloss die Tür so leise es ging und schritt mit geducktem Kopf voran. Nach einigen Metern kam sie an einigen Brettverschlägen vorbei, die aussahen wie normale Keller in einem Mietshaus. Doch dann erreichte sie eine massive Metalltür, die wie nachträglich und schlecht passend in das Mauerwerk gezwungen worden war. Auf einem Band Krepppapier war mit schwarzem Marker die Bezeichnung »U666« geschrieben worden, an der

Seite prangte ein Transponder-Lesefeld mit drei farbigen Leuchtdioden, die alle erloschen waren.

Anna hielt den Schlüsselanhänger daran, woraufhin ein Piepen ertönte und dann in schneller Folge eine rote, gelbe und grüne LED aufleuchtete. Sie hörte ein Klacken im Schloss und betrat den Raum.

Im Inneren war bereits schwummriges Licht angeschaltet – eine Reihe von orangenen Baulampen war auf Podeste montiert, der ganze Raum bestand wie der restliche Teil dieses Kellers aus groben Backsteinen, die hier jedoch mit dickem, weißem Lack überzogen waren, der beinahe den Eindruck erweckte, die Steine wären in Plastik gegossen worden. Auch hier dominierten als Einrichtung polierte Metalltische und Regale, die mit beinahe ebensovielen chromglänzenden Geräten und Apparaten vollgestellt waren, wie in Professor Steins Privatlabor. Durch die schwummrige, orange-rötliche Beleuchtung hatte das Ganze jedoch etwas sakrales – was besonders dadurch betont wurde, dass an der Rückwand des Raumes eine Art Altar aufgebaut war, der von dutzenden roter Gebetskerzen umgeben war. Anna begab sich dorthin, um einen genaueren Blick darauf werfen zu können. Die Gebetskerzen waren mit LEDs bestückt, die flackerten, um Kerzenlicht zu simulieren, wie man es von schlechten Pizzerien kannte. Das erleichterte Anna etwas, denn wären es echte Kerzen gewesen, hätte das darauf hingewiesen, dass der

Hauptnutzer dieses Raumes nicht weit weg wäre – und Anna war sich ziemlich sicher, dass es sich dabei um Doktor Beckmann handelte. Dieser merkwürdige, kitschig-bedrohliche Stil passte sehr gut zu seiner Art und Anna hatte schon als sie ihn zum ersten Mal gesehen hatte das Gefühl gehabt, dass mit ihm etwas nicht stimmte.

In der Mitte des Altartisches befand sich ein Digitaler Bilderrahmen, der wechselnde Fotos von Angelika Stein zeigte. Davor lagen diverse Gegenstände – Ein Kuscheltier, ein Spielzeugauto, gefaltete Blumen... vielleicht Geschenke von ihr an ihn, oder umgekehrt. Auf jeden Fall wirkte das Ganze ziemlich krank für Annas Verständnis und dass Doktor Beckmann ganz offensichtlich einen Dachschaten sowie einen morbiden Geschmack hatte, passte sehr gut dazu, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Die Frage war nur, was.

Anna ging weiter und betrachtete einen langgezogenen Tisch, auf dem ein Computer mit einem großen, gebogenen Bildschirm stand. Daneben einige medizinische Utensilien, Dutzende von Ampullen in Metallhalterungen, auf einige konnte Anna die Bezeichnung »Letalin« lesen – das Gift, von dem Professor Stein gesprochen hatte. Die Flüssigkeit war knallrot, andere Ampullen hatten ebenso deutliche Primärfarben, unter ihnen auch das tiefblaue Narkosemittel, das Anna schon oft im Einsatz erlebt hatte.

Daneben lagen einige Injektionsgeber und eine geöffnete Packung Zigaretten, deren Inhalt teilweise auf dem Tisch verteilt war. Bei einem der Zigarettenstummel fiel Anna ein merkwürdiges Glitzern auf – bei einem genaueren Blick ragte die Spitze einer Nadel aus der Asche hervor. Ungläubig untersuchte Anna die anderen Glimmstängel. Einige von ihnen waren tatsächlich mit Miniaturspritzen präpariert und sofort kam Anna die Szene im Club wieder in den Sinn, wo der verkleidete Doktor Beckmann in sie hineingelaufen war und sie – wie sie glaubte – mit seiner Zigarette in der Armbeuge getroffen hatte. Konnte der stechende Schmerz in Wahrheit eine Injektion gewesen sein? Anna blieb die Luft weg, sie musste sich an der Tischkante festhalten. Hatte dieses Schwein ihr den tödlichen Virus etwa mit Absicht verpasst? Es deutete alles darauf hin.

Nun hatte Anna das Gefühl, ihre Kopfhaut würde in Flammen stehen, Schweißtropfen bildeten sich auf ihrer Stirn. Die ganzen Daten, die der Professor über sie hatte, alles was er wusste – das hatte er von keinem Amt, das hatte Beckmann herausgefunden, oder organisiert, oder sie sogar langfristig beschattet – auch im Club. Ihre Gedanken rasten. Sie musste mehr wissen. Schnell schob sie den Schock beiseite und fing an, hektisch auf die Leertaste der Computertastatur zu tippen. Der dunkle Bildschirm erhellte sich und eine Eingabemaske erschien.

»Privates Terminal, VERTRAULICH« war dort zu lesen und ein blinkender Cursor forderte zur Eingabe eines Passwortes auf.

Anna musste unwillkürlich grinsen. »Für Vertraulichkeit: Angelika«, dachte sie. Was war das für ein komisches Spiel, das hier mit ihr gespielt wurde?

Sie Tippte den Vornamen von Frau Stein ein, doch ihre Eingabe wurde zurückgewiesen. »Falsche Eingabe, verbleibende Versuche: 2«, erschien auf dem Bildschirm. Anna dachte kurz nach, an diese bizarre Nachricht, die als Porno-Spam getarnt gewesen war. Sie schnippte mit den Fingern: »Angelika von hinten!«

Aufgeregt tippte sie die Buchstabenkombination AKILEGNA ein und drückte Enter. Die Eingabemaske verschwand und eine Oberfläche erschien, die Anna an die von ihrem Tablet erinnerte, nur mit viel mehr verschiedenen Apps. Als Bildschirmhintergrund war ein kitschiges Foto von Frau Stein eingestellt und Anna verzog unwillkürlich das Gesicht. Sie wusste selbst, wie schrecklich es war, die eigene Mutter zu verlieren, doch Doktor Beckmann war eindeutig gestört. Sie betrachtete die verschiedenen Icons und wählte das erste an, das sie kannte: Den Video-Messenger.

Genau wie in ihrem Tablett tauchten verschiedene Nachrichten auf, nebeneinander in einem zeitlichen Ablauf gestaffelt wie Karten in einem

Memory-Spiel. Darunter standen die Aufnahmedaten und Anna wischte auf dem Bildschirm zur Seite, um ein paar Tage zurückzugehen. Sie klickte eines der Bilder an und es öffnete sich eine Diskussion, in der Professor Stein, Doktor Stein und Beckmann nebeneinander zu sehen waren, jeder an seinem eigenen Computer. Die beiden Steins hell ausgeleuchtet in ihren High-Tech-Labors, Beckmann in seiner schummrigen Höhle. Das Video fing aber nicht an zu spielen, sondern eine Sanduhr drehte sich in der Mitte. Ungeduldig tippte Anna irgendwo in die Zeitleiste, die sich unter dem Bild befand und plötzlich ging der Film mitten im Gespräch los.

»Also ich weiß nicht, ob das eine gute Idee ist«, sagte Doktor Stein.

»Ist doch klar, wir müssen die Toleranz runterschrauben. Im Labor funktioniert es, bei den Dealern funktioniert es, nur die Alte Petersen will nicht.«

»Vielleicht hat sie eine Art natürliche Resistenz«, gab der Professor zu bedenken.

»Ja klar hat sie die, oder ich hab ihr nicht genug gespritzt«, sagte Beckmann gehetzt. »Wir haben ihr hier doch schon eine zweite Dosis verpasst«, gab der jüngere Stein zu bedenken. Annas Stirn furchte sich wütend zusammen. Sie war wirklich ein Versuchskaninchen.

»Deswegen sage ich ja, die Toleranz muss runter. Wenn sich das Virus nicht aktiviert, ist unsere

ganze Arbeit für den Arsch!«

»Roman, das ist alles absolut diffizil eingestellt. Wir dürfen nicht riskieren, dass auch bei Unschuldigen die Aktivierung erfolgt.«

»Lass mich mal machen«, schnaubte Beckmann und seine wulstigen Finger näherten sich der Kamera – die Aufzeichnung war beendet. Anna biss die Zähne zusammen und wählte ein aktuelleres Video an. Diesmal sah Beckmann völlig verschwitzt und nervös aus, auch die beiden Steins wirkten mitgenommen.

»Wie lauten die Ergebnisse Roman – bist du infiziert worden?«, fragte Doktor Stein besorgt, während der Professor sich nervös auf die Unterlippe biss.

»Ja, bin ich«, bestätigte Beckmann knapp.

»Mein Gott!« japste der Doktor, während sein Vater wütend zu werden schien.

»Verdammt noch mal, ich habe doch gesagt, wir dürfen es nicht ansteckend machen! Es reicht doch vollkommen, es in die Drogen reinzumischen!«

»Papa, dann brauchen wir tausend Jahre bis wir diese ganzen verdammten Junkies zur Strecke bringen!«

»Aber dafür in Kauf nehmen, dass wir auch Unschuldige infizieren? Das hätte Mama nicht gewollt«, mahnte Doktor Stein. Damit brachte er Beckmann anscheinend schwer in Rage. »Was weißt du denn schon, was Mama gewollt hätte! Ich bin doch

der Einzige, der sie verstanden hat! Wenn ich –«

»Beruhige dich, Roman! Wir müssen jetzt konstruktiv bleiben.«

Doktor Beckmann schnaubte, und drehte sich kurz weg. Anna vollzog seine Blickrichtung nach und stellte fest, dass er in diesem Moment den Altar angeschaut haben musste. Er atmete tief durch und wandte sich dann wieder der Kamera zu.

»Wir brauchen die Ansteckung, und ich sage euch, die vom HIV funktioniert perfekt.«, sagte er nüchtern.

»Warum hatte dieser Kämpfer dann gar nichts, obwohl er deiner Meinung nach mit Anna Petersen geschlafen hat?«, fragte Doktor Stein.

»Hör auf mit den Sticheleien«, regte Beckmann sich wieder auf, »was heißt ›deiner Meinung nach‹, ich hab die beiden Verkuppelt, das hat super funktioniert!«

Anna wurde wieder schlecht. Sie musste sich auf den Tisch stützen und spürte, wie unglaubliche Wut in ihr hochkochte.

»Ich muss jetzt hier mal dazwischengehen«, erhob der Professor nun scharf das Wort, »Roman, deine Bemühungen sind bis jetzt alle ins Leere gelaufen. Kämpfer hat sich nicht infiziert und bei Anna findet keine Aktivierung statt! Wir sollten noch mal ganz von vorne anfangen und –«

»GAR NICHTS MÜSSEN WIR!«, tobte Beckmann und schaltete wieder ab.

Als Anna das aktuellste Video aktivieren wollte, zitterten ihre Hände. Was waren das für geisteszerrütete? Und wie würde sie aus dieser Sache wieder herauskommen? Sie tippte das letzte Video an. Wieder sah Beckmann ungesund und zerknirscht aus, während die beiden Steins recht normal und interessiert wirkten.

»Roman«, begrüßte ihn der Professor, »wie lauten die Ergebnisse?«

Doktor Beckmann schwieg für einen Augenblick, schaute nach unten und atmete tief durch. Die Steins schienen nervös zu werden.

»Ich bin doch infiziert worden.«

»WAS«, rief der Professor, »das ist nicht dein Ernst?!?«

»Leider doch«, gab Beckmann kleinlaut zu. Doktor Stein hielt sich niedergeschmettert die Hände vors Gesicht. »Wir sind zu weit gegangen, viel zu weit«, jammerte er, während seinen Vater die Wut packte.

»Das war es jetzt mit deinem Gruselkabinett da unten! Dich kann man ja nicht unbeaufsichtigt lassen!«

»Papa, ich ...«, wollte Beckmann einwenden, doch der Professor fuhr ihm über den Mund.

»Keine Wiederrede, du kommst hier sofort hoch und richtest dich wieder bei mir nebenan ein! Wir brauchen jetzt erst mal ein Gegenmittel für deine verdammte Ausgeburt der Hölle!«

Doktor Stein hatte sich inzwischen wieder beruhigt. »Ich habe herausgefunden, dass die Zellen auf Alkohol reagieren. Da stürzen die sich irgendwie drauf. Sie beschleunigen zwar die Aktivierung, aber nur bis zu einem bestimmten Punkt. Danach binden sie die Erreger und schränken ihre Beweglichkeit ein.«

»Soll ich mir jetzt einen auf die Lampe gießen, oder was?«, knurrte Beckmann.

»Auf keinen Fall«, mahnte Stein, »im jetzigen Stadium würde das deinen Zustand deutlich verschlechtern, aber später können wir damit den Ausbruch bremsen, bevor es zur Übernahme kommt.«

»Dann lasst uns das an der Petersen testen«, schlug Beckmann vor. Anna fühlte sich wie die Hauptdarstellerin in einer schlechten Soap Opera.

»Das können wir machen«, stimmte der Professor zerknirscht zu und Anna hätte am liebsten in den Bildschirm geschlagen. »Jetzt kommst du aber erst mal hoch«, schimpfte Professor Stein weiter, »und ich kassiere deinen Schlüssel ein! Das Gegenmittel hat jetzt absolute Priorität!«

»Reg' dich ab, Papa«, winkte Beckmann ab, »das ist ganz einfach. Besorgt mir schon mal eine Ladung T-26 aus dem Kühlhaus. Ich mache dann das Serum noch fertig, an dem ich gerade arbeite – von mir aus auch oben – dann habt ihr euer Gegenmittel.«

»UNSER Gegenmittel?«, tobte der Professor,

»Es geht hier darum, die Scheiße aufzuräumen, die du verzapft –«

Die Aufnahme brach wieder ab, damit hatte Anna alles gesehen. Sie schüttelte den Kopf, das war alles verdammt schwer zu verdauen. Sie spürte Panik in sich aufsteigen, wusste aber, dass sie das nicht zulassen konnte. Ihr Blick fiel auf einen Reiter mit der Aufschrift »Cloud-Nachrichten«, der sich über den Videos befand, dort war eine rote Eins zu sehen. Anna klickte darauf und eine weitere Spalte öffnete sich, in der war allerdings nur ein Video. Sie klickte es an und das Gesicht von Doktor Beckmann erschien, diesmal in einem normalen, hellen Laborumfeld. Anna schaute auf den Zeitstempel, die Nachricht war erst vor wenigen Minuten eingestellt worden.

»So, bin fertig mit dem Serum. Hättet ihr mir mal das T-26 besorgt, wäre ich jetzt quasi geheilt. Jetzt bin ich aber auch zu faul, Symptome habe ich auch noch keine, also geh ich jetzt erstmal schlafen. Falls einer von euch sowieso ins Kühlhaus muss, bringt das Zeug doch schon mal ins Labor – ansonsten mache ich das morgen früh. Gute Nacht!«

Die Aufnahme war beendet und Anna atmete tief durch. Es gab also ein Gegenmittel, das auch sie heilen konnte! Endlich mal eine gute Nachricht. Sie musste nur etwas aus dem Kühlhaus holen, das »T-26« hieß, damit dann in eines der Labore der Steins, dort irgendwas damit anstellen ... und sie wusste nicht, was. Das war ein Problem. Aber irgendwie

würde sie es schaffen, auf jeden Fall wusste sie jetzt, dass das ihre einzige Chance war – denn alle waren hier gegen sie, der einzige Grund, warum sie überhaupt noch lebte war, dass sie keine Drogen nahm – und diese irren Ärzte sie deswegen noch studieren mussten. Einfach ekelhaft. Doch trotz dieser haarsträubenden Erkenntnisse fühlte Anna sich fast wie neugeboren, denn nun hätte sie eine Chance, und sie würde alles geben. Es hatte schon einmal eine Zeit in ihrem Leben gegeben, in der sie eingesperrt und ausgeliefert gewesen war, ohne jegliche Hoffnung, irgendwie auszubrechen oder sich zu wehren – doch diesmal konnte sie sich wehren, sie war stark und sie kannte jetzt die Wahrheit. Und diese Schweine würde sie nicht mit ihrem gestörten Plan durchkommen lassen, alle Drogenkonsumenten umzubringen!

Doch es gab noch ein anderes Problem – sie musste auch noch aus diesem Irrenhaus entkommen. Da kam ihr das Erlebnis mit Walter und seinem Sicherheitshäuschen in den Sinn. Hatte Pierre nicht angedeutet, dass die »Hohen Tiere« die Ausgänge öffnen konnten? Sie ließ ihren Blick über die vielen Apps auf dem Bildschirm schweifen. »Alpha-Berechtigungen« hieß eine davon – die musste es sein!

Anna tippte ungeduldig das Icon an und nach kurzer Wartezeit öffnete sich ein Fenster mit verschiedenen Optionen. Als sie die Worte

»Haupteingang entriegeln« las, zuckte sie vor Erregung förmlich zusammen. Schnell wählte sie diese Option an, doch nun schaltete das Bild auf eine Kamera um, die sie selbst zeigte. »Bitte geben Sie den QR-Code mit der Berechtigung Alpha Eins ein«, sagte eine Computerstimme die klang wie die aus der Sicherheitsschleuse.

»Verdammter Mist«, zischte Anna, dazu brauchte sie also die Smartwatch von einem der Doktoren oder dem Professor. Aber die konnte sie ja noch besorgen. Erst einmal brauchte sie das Heilmittel.

»Zehn Sekunden verbleiben«, mahnte die Stimme und Anna zuckte zusammen. Was war das denn für ein Quatsch? Wieso hatte sie jetzt ein Zeitlimit? Sie musste den Vorgang abbrechen, doch dafür sah sie keine Option. Sie tippte und wischte auf dem Bildschirm herum, aber nichts passierte.

»Bitte geben Sie den QR-Code mit der Berechtigung Alpha Eins ein«, wiederholte der Computer, »fünf Sekunden verbleiben.«

Anna hatte keine Ahnung, was passieren würde, wenn die fünf Sekunden um waren, aber bestimmt war es nichts Gutes. Sie ging in die Hocke und warf einen Blick unter den Tisch – Der Computer war offenbar nur Schuhkartongroß und direkt unter der Tischplatte markiert. Kurzenschlossen zog Anna das Stromkabel heraus. Der Bildschirm wurde schwarz und das Geräusch herunterfahrender

Festplatten erklang. »Problem gelöst«, dachte sich Anna, und stand zufrieden auf – als sie plötzlich ein schriller Alarmton zusammensucken ließ, der aus dem modernisierten Teil der Kellergänge zu kommen schien. Nun hatte sie sich also doch verraten, und mit Sicherheit wusste der Wachdienst genau, von wo der Alarm ausgelöst worden war. Sie schnappte sich noch schnell einen der Injektionsgeber mit der blauen Flüssigkeit, stopfte diesen in ihre Kitteltasche und verließ den Raum.

Anna rannte durch den dunklen, dreckigen Flur und hatte schnell die Kreuzung erreicht, von der der renovierte Teil des Kellers abging. Als sie die Tür aufriß und hindurch hechtete, erschrak sie darüber, wie laut der unangenehme Alarmton hier zu hören war. Sie straukelte und streifte den erhobenen Türrahmen mit der Spitze ihres Schuhs, woraufhin dieser in hohem Bogen durch die Luft flog. Sie hatte aber keine Zeit, stehenzubleiben, denn dank des Alarms dürfte bereits das ganze Haus auf der Suche nach ihr sein. In vollem Lauf in Richtung des Treppenhauses schüttelte sie auch noch ihren rechten Schuh ab und erreichte bald die Stufen. Doch der Fahrstuhl war schon wieder in Bewegung, was bedeutete, dass jemand auf dem Weg nach unten war. Sie hatte keine Zeit zu verlieren, im besten Fall würden ihre Schuhe die Wachmänner sogar noch ablenken und einen Moment länger im Keller suchen

lassen.

Schnell hechtete Anna die Treppe hinauf und sah durch die nächste Glastür, dass das Erdgeschoss wieder in Notbeleuchtung getaucht war – das Halbdunkel wurde jedoch durch hektisch wackelnde Lichtkegel von Taschenlampen durchschnitten. In diesem Moment gab der Fahrstuhl im Kellergeschoss ein Klingelgeräusch von sich – Annas einziger sicherer Fluchtweg führte also nach oben. Sie war sich zwar nicht sicher, wie sie vom ersten Stock aus entkommen sollte, doch vielleicht gab es ja doch irgendwo ein Fenster, das sich öffnen oder zerbrechen ließ. Ein Sprung aus drei, vier Metern Höhe schien ihr jedenfalls wesentlich attraktiver, als noch eine weitere Minute unter diesen Mördern zu verbringen. Nach dem, was sie jetzt gesehen hatte, würde man sie sowieso nicht mehr laufen lassen.

Sie erreichte den ersten Stock, der ebenfalls im Dunklen lag. Als Anna das Treppenhaus verließ, hörte sie bereits Schritte von oben die Treppe hinunterkommen – es würde gleich jemand hier sein! Im Zwielicht des Flures, der nur von blauen Streifen am Boden beleuchtet wurde, konnte sie wenigstens die LEDs an den Türen schon von weitem erkennen, von denen einige zum Glück grün leuchteten. Sie ging zur ersten dieser Türen, drückte die Klinke hinunter und öffnete sie leicht – doch sie ging nicht hinein. Stattdessen eilte sie leichtfüßig weiter den Gang hinunter. Auch die nächste unverschlossene Tür

öffnete sie, dann versteckte sie sich hinter einem Getränkeautomaten, der direkt daneben stand.

In diesem Moment kam ein Wachmann aus dem Treppenhaus und hielt seine Smartwatch an ein Transponderfeld neben dem Türrahmen. Ein Piepen ertönte und dann ging die Beleuchtung im Flur an! Anna presste sich noch dichter an die Wand und hielt den Atem an. Der Mann machte einige Schritte in ihre Richtung, dann fiel sein Blick auf die leicht geöffnete Tür. Zum Glück funktionierte Annas Plan – er zog seinen Schlagstock und betrat den Raum. Vorsichtig lugte Anna aus ihrem Versteck hervor, sie holte tief Luft und machte sich bereit, loszuspurten. Doch zu ihrem Schrecken kam der Sicherheitsmann bereits wieder aus dem Raum heraus! Die Durchsuchung hatte offensichtlich nicht lange gedauert. Sie wagte es nun nicht einmal mehr zu atmen, denn der Mann kam ihr erschreckend nahe. Wenn sie jetzt auch nur das kleinste Geräusch von sich geben würde, wäre sie erledigt. Doch auch die zweite leicht geöffnete Tür erfüllte ihren Zweck – der Kerl wandte sich sofort vom Flur ab und ging hinein. Über seine Schulter konnte Anna sehen, dass es in diesem Zimmer dunkel war. Der Wachmann drückte an seiner Smartwatch herum, stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und streckte seinen Schlagstock dann weg, um stattdessen die Taschenlampe von seinem Gürtel in Betrieb zu nehmen. Als er in dem Raum verschwand, schaltete sich das Licht im Flur wieder aus.

»Jetzt oder nie«, dachte sich Anna und huschte so geräuschlos wie möglich zurück zum Treppenhaus. Als sie es fast erreicht hatte, erschien dort jedoch ein weiterer Lichtkegel.

Anna hatte Mühe, schnell zum Stehen zu kommen, dann wirbelte sie herum und stürzte in den ersten unverschlossenen Raum, in dem der Wachmann bereits gewesen war. Hier war es ebenfalls dunkel, was ihre empfindlichen Augen nicht daran hinderte, alles zu erkennen, doch leider war der Raum wirklich sehr klein – offenbar war es nur eine Abstellkammer für das Reinigungspersonal. Neben der Tür war gerade soviel Platz, dass sie sich dort an die Wand quetschen konnte. Mit Grausen hörte sie, wie sich die dumpf klingenden Absätze schwerer Stiefel näherten. Plötzlich verstummten diese, doch dafür sah sie in der Dunkelheit, wie sich langsam die glitzernde Türklinke nach unten bewegte. Sie tastete in ihrer Kitteltasche nach dem Injektionsgeber und hoffte, sie würde diesen Kerl irgendwie lautlos ausschalten können, ohne dass es sein Kollege mitbekam.

Als die Tür sich gerade öffnete und ein schwacher Lichtschein in den Raum fiel, hörte sie einen Ruf durch den Flur hallen: »Den Raum habe ich gerade schon gecheckt!«

»Ach, du bist auch hier«, hörte Anna die basslastige Stimme des Mannes, der nur wenige Zentimeter von hier entfernt stand. Die Tür wurde

wieder zugezogen. »Dann schaue ich mir mal den Seitenflügel an«, ertönte die Stimme gefiltert durch die Tür.

Anna atmete erleichtert aus. Sie wartete noch einen Moment, bis sie sicher war, keine Geräusche mehr zu hören, dann flüchtete sie wieder über die Treppe nach unten und hetzte durch das Erdgeschoss. »Super, dass die Typen so doof sind, hier mit Taschenlampen herumzulaufen«, dachte sie sich, denn eigentlich war die Dunkelheit zu ihrem Vorteil, da ihre Augen um einiges Lichtempfindlicher geworden waren.

Der Weg bis zum Ausgang war soweit erst einmal frei – Die Sicherheitszentrale war vom blauen Licht der vielen dort angebrachten Monitore erleuchtet, die Tür stand immer noch einen Spalt weit offen. Geduckt näherte Anna sich dieser Öffnung und lugte hinein. Der dicke Herr Walther hatte wieder Dienst, er saß mit dem Rücken zu ihr an seinem Kontrollpult. Aufmerksam studierte er den Monitor direkt vor sich und schaltete immer wieder auf die verschiedenen Kameras um, die sich in den Fluren befanden. Im Takt dazu klickte er nervös auf einem Kugelschreiber herum. Als Anna ihren Blick über seinen Schreibtisch schweifen ließ, sprang ihr sehr schnell etwas ins Auge, dass ihre Rettung bedeuten konnte: Ein Telefon! Wenn es hier in dieser merkwürdig isolierten Einrichtung irgendwo einen Anschluss gab, von dem aus man nach draußen telefonieren konnte, dann

musste es hier in der Schaltzentrale der Gebäudesicherheit sein! Zwischen ihr und ihrer Rettung standen also nur noch zirka einhundert Kilogramm alter Mann.

Anna fasste sich ein Herz, zückte ihren Injektor und schlich vorsichtig los. Das Laufen in geduckter Haltung strengte sie unglaublich an, ihre Gelenke schmerzten sowieso schon seit Stunden. Aber sie wollte es nicht riskieren, dass ihre Spiegelung in einem der Monitore oder den vielen polierten Metallteilen der Inneneinrichtung auftauchte. Immer näher kam sie dem schwitzenden Mann, der schwer atmete – offensichtlich war er wirklich sehr aufgeregt. Bei jedem Schritt musste Anna sich erneut zwingen, ihre Füße geräuschlos zu heben und wieder abzusetzen, und mit jedem Schritt wurde das nervtötende Klicken des Kugelschreibers lauter. Um wenigstens die Belastung auf ihre Wirbelsäule etwas zu minimieren hielt Anna nun den Kopf gesenkt. Statt ihr Ziel anzustarren, ließ sie sich einfach von dem Geklacker leiten und betrachtete stattdessen ihre eigenen Hände und Füße – das schien ihr zu helfen, sich leise zu bewegen.

Doch plötzlich kam der Rhythmus ihres Leitsignals aus dem Takt – der Kugelschreiber gab ein Quietschen von sich, dann ertönt ein Klackern, gefolgt von Stille und Anna hielt schockiert den Atem an, als das Schreibgerät auf einmal direkt vor ihr auf dem glattpolierten Boden landete und dann auf sie

zurollte!

Walther murmelte leise einen Fluch in sich hinein, während er seinen Stuhl ein Stück nach hinten schob. Ohne den Blick von dem Monitor abzuwenden, ging er ächzend ein Stück in die Hocke und schließlich auf die Knie. Erst, als seine Sichtlinie auf den Monitor unterbrochen war, drehte er langsam den Kopf und hatte auch direkt seinen Kugelschreiber im Blick. Doch dahinter sah er etwas, das dort definitiv nichts zu suchen hatte: Zwei nackte Frauenfüße!

Als es endlich in Walthers Gehirn schaltete, riss er erschrocken den Kopf nach oben und starrte genau in die geröteten Augen von Anna, die inzwischen aufgestanden war. Blitzschnell drückte sie dem behäbigen Mann den Injektionsgeber an den Hals, so wie sie es bei den Wissenschaftlern gesehen hatte, und drückte ab.

Walther knickte mit einem Grunzen zur Seite weg, zuckte noch kurz und rührte sich dann nicht mehr. Anna konnte nicht leugnen, dass sie eine gewisse Genugtuung verspürte, einen von ihren Häschern ausgeschaltet zu haben. Doch auch wenn Herr Walther aus ihrer Sicht selbst unter normalen Umständen kein besonders sympathischer Zeitgenosse war, wollte sie nicht, dass er zu größerem Schaden kam. Schnell brachte sie ihn in eine stabile Seitenlage, so wie sie es im Erste-Hilfe-Kurs bei »Adam and Rave« gelernt hatte. Besonders achtete sie darauf, seinen Mund zu öffnen und den

Kopf so zu drehen, dass Speichel und eventuell Erbrochenes problemlos ablaufen konnte und die Zunge am Unterkiefer anlag, damit er nicht erstickte.

Nachdem das erledigt war, schnappte Anna sich das Telefon. Das Herz schlug ihr bis zum Hals und sie merkte, dass sie Schwierigkeiten hatte, die Tasten des handelsüblichen Funktelefons scharf zu fokussieren. Alle LEDs und Schriften auf den Displays schienen sie grell zu blenden, auch ein gewisser Schwindel machte sich in ihr breit. Die Symptome der Krankheit hatten sich in den letzten Stunden drastisch verschlechtert. Kurz spukten Anna die Kommentare zum Thema Alkohol durch den Kopf – hätte sie durchschauen müssen, dass die Einladung des Professors ein Trick war, um ihr Spirituosen zu verabreichen? Doch Anna wischte diese Überlegungen beiseite, denn erstens konnte man ihr hier sowieso alles gegen ihren Willen verabreichen, was man wollte – dazu waren keine Tricks nötig. Und außerdem war ihre erste Priorität, hier herauszukommen, alles andere war egal.

Sie hob das Telefon aus seiner Basisstation, woraufhin sich der danebenstehende Bildschirm umschaltete und ebenfalls ein Zahlenfeld sowie diverse Kurzwahlnummern der einzelnen Stationen anzeigte. Anna drückte auf dem Handteil herum, doch es kam kein Freizeichen, nur ein nervöses Tuten. Sie biss die Zähne zusammen und versuchte trotzdem ihr Glück – mit stark zitternden Fingern wählte sie die

110. Doch sofort schaltete das Display auf dem Monitor auf eine rote Anzeige um: »Anruf in deutsches Festnetz – Authentifizierung Sicherheitspersonal erforderlich«

Anna stieß einen Fluch aus, doch sofort kam ihr eine Idee. Sie packte Walthers rechten Arm, zertrümmerte den massigen Mann unter Aufbringung all ihrer Kräfte näher an das Pult und hielt dann seine Smartwatch an ein Transponderfeld. Sofort schaltete die Anzeige auf grün um und ein Tastenfeld mit den Zahlen von null bis neun erschien. Aus dem Handteil summte Anna ein Freizeichen entgegen. Statt wieder die kleinen Tasten am Telefon zu benutzen, die sie sowieso kaum erkennen konnte, berührte sie nun die Zahlenfelder auf dem Monitor. Es funktionierte, nachdem sie die Nummer eingegeben hatte, tutete es kurz in der Leitung.

»Sie haben den Notruf der Polizei gewählt«, ertönte eine Stimme und Anna atmete schon ein, um etwas zu sagen, als auf der anderen Seite weitergesprochen wurde: »Sie werden verbunden.«

Verdammt, es war nur eine automatische Ansage. Wieder tutete es in der Leitung und Anna hoffte, dass sie nicht zu lange warten müsste – sie konnte jeden Moment entdeckt werden. Starker Schwindel überkam sie und sie musste sich an der Tischplatte abstützen. Was würde sie überhaupt sagen? Die Regel mit den vier »W« kam ihr in den Sinn, auch das war Teil des Erste-Hilfe-Kurses

gewesen. Oder waren es fünf gewesen? Wer ruft an, worum geht es, was, wo, wie? Ihr schwirrte der Kopf und sie bemerkte plötzlich, wie trocken ihr Mund war. Sie musste all ihre Kraft zusammennehmen, um ihn überhaupt zu öffnen, ihre Zunge schien überall festzukleben. In diesem Moment knackte es in der Leitung und dann hörte sie eine Frauenstimme: »Polizei Berlin, mit wem spreche ich und was ist ihr Notfall?«

Für einen kurzen Augenblick war Anna von einer Welle der Erleichterung erfüllt. »Anna Petersen«, das war es, was sie sagen wollte. Doch sie brachte keinen Ton hervor. Was zur Hölle war mit ihr los? Sie bewegte den Unterkiefer hin und her, um ihre Zunge zu lockern, alles fühlte sich völlig taub an. Die Erleichterung schlug in nackte Panik um »Hallo, können Sie mich hören?«, fragte die inzwischen besorgt klingende Stimme im Hörer.

Anna wusste, dass sie etwas sagen musste. Sie nahm alle ihre Kraft und Konzentration zusammen, atmete so tief ein wie sie konnte und presste dann die Luft mit Gewalt aus ihren Lungen, um einen Ton zu formen – und das gelang ihr auch:

»Wuuuuuuuuuhhhh.«

Der Klang ihrer eigenen Stimme hallte durch Annas Kopf und sie zuckte erschrocken zusammen. Das, was sie hörte, hatte nichts mehr mit ihrer Stimme oder menschlicher Sprache zu tun – es war das gruselige Stöhnen der Infizierten!

Sie erschrak so heftig, dass ihr der Telefonhörer aus der Hand fiel. Wie in Zeitlupe schaute sie dem Gerät hinterher, als es auf den Boden zuraste – und beim Aufprall auseinanderbrach. Die Abdeckung des Batteriefachs, der Akku und der Rest des Gerätes flogen in Begleitung einiger Plastiksplitter durch die Gegend und verschwanden dann unter dem Tisch.

Anna schlug das Herz bis zum Hals, dann überkam sie eine Welle der Übelkeit. Sie krümmte sich vor Magenkrämpfen, sank auf die Knie und würgte trocken. War es das jetzt? War sie bereits vollends dieser Krankheit verfallen, vorbei am »Point of no Return?«

Auf jeden Fall wäre sie es, wenn sie zulassen würde, dass diese Panikattacke ihre volle Macht entfalten würde. Das wäre es dann endgültig, sie durfte jetzt auf keinen Fall die Kontrolle über sich verlieren. Es ging um Leben und Tod, sie musste sich selbst einen Schubs geben, vielleicht sogar eher einen Tritt, um nicht aufzugeben. Sie musste weiter machen.

Plötzlich ließ eine Stimme sie zusammensucken: »Wie sieht's aus Walther, irgendetwas zu sehen?«

Erschrocken stieß Anna sich mit den Beinen ab – eigentlich wollte sie aufstehen, doch ihr Körper gehorchte nur bedingt und sie landete auf dem Hintern, den Rücken gegen die Wand gedrückt.

Hektisch schaute sie sich um, bis sie realisierte, dass die Stimme aus der Sicherheitskonsole kam.

Langsam richtete sie sich auf, immer noch mit zitternden Knien. Auf einem der zahlreichen Monitore sah sie einen Wachmann auf dem Flur stehen, der direkt in die Kamera schaut, sein Funkgerät in der Hand. »Walther? Was ist los, gibt's ein Problem?«, ertönte seine Stimme aus dem Lautsprecher. Anna starrte verzweifelt auf das pixelige Bild, ohne irgendeine Idee, was sie tun konnte. Ihr Kopf war wie leergefegt. »Walther?« versuchte es der Mann noch einmal, dann schaute er sich nervös um und öffnete den Druckknopf am Halfter seiner Pistole. Dann schaltete er auf einen anderen Kanal an seinem Funkgerät: »He Jungs, ist jemand gerade in der Nähe der Sicherheitszentrale? Ich bekomme keine Rückmeldung von Walther!«

»Wir sind im Observationsbereich«, meldete sich eine Stimme zurück. Annas Blick wanderte hektisch von einem Monitor zum anderen, dann entdeckte sie den Sprechenden: Es gehörte zu einer Gruppe von drei Männern, die bereits mit gezogenen Waffen durch das Halbdunkel schlichen.

»Dann geht doch durch den Hochsicherheitsbereich«, schlug der einzelne Wachmann vor. »Das geht am schnellsten. Ich bin dann auch gleich da, beeilt euch!«

»Alles klar«, kam die Bestätigung und Anna sah, wie die Männer in einen anderen Gang abbogen,

an deren Ende sich eine weitere Schleuse befand. In ihrem Kopf ging Anna den Lageplan der Klinik durch, so wie sie ihn sich bisher zusammenreimen konnte – die Männer mussten nur den Flur mit den Hochsicherheitslabors durchqueren, dann wären sie hier – während der dritte Kerl aus der einzigen Richtung kommen würde, in die sie abhauen konnte.

Sie war hin- und hergerissen, machte unsicher einen Schritt zurück. Dabei fiel ihr Blick auf eine Schalterleiste am Sicherheitspult: »Hochsicherheit: Türkontrolle« lautete die Beschriftung der rot leuchtenden Tastfelder.

Konnte sie damit etwa die Labors, die nun als Zellen dienten, per Fernsteuerung öffnen? Und was würde das für die Männer bedeuten, die sich nun in diesem Bereich befanden? Anna schluckte trocken, doch sie musste feststellen, dass sie nur extrem wenig Empathie aufbringen konnte. Entweder war sie wirklich gefühllos, oder die Krankheit betäubte bereits ihre Empfindungen. So oder so, sie hatte kaum eine Wahl und drückte kurzentschlossen den ersten Knopf, der daraufhin von rot auf grün umschaltete. Gleichzeitig wechselte auch das Bild auf dem über der Leiste befindlichen Monitor: Sie sah nun eine der Sicherheitstüren, die sich automatisch zur Seite hin aufschob. Wie gebannt starrte sie auf das Display. Was würde nun passieren?

Ganz langsam schälte sich eine Form aus den Schatten, eine Gestalt. Es war einer der Kranken,

der wie benommen hinaus in den Gang schlurfte. Das sollte auf jeden Fall für Ablenkung sorgen, dachte sich Anna, biss die Zähne zusammen und ließ dann ihren Finger über die gesamte Reihe der Tasten streichen, die daraufhin allesamt grün aufleuchteten.

Annas Pupillen sprangen hin und her, als ihre Blicke den vielen Bildwechseln auf dem Bildschirm folgten. Aus der letzten Tür, die sich öffnete, kam der Insasse regelrecht herausgerannt, in einem grotesken Aufprall klatschte er gegen die gegenüberliegende Wand, was ihn offensichtlich noch mehr in Rage brachte. Er schaute sich hektisch um, dann ging sein Blick direkt nach oben, direkt in die Sicherheitskamera, deren Blinken vermutlich seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Er schüttelte die Fäuste und ließ mit weit aufgerissenem Mund einen Schrei los, der für Annas Ohren jedoch stumm blieb, da keine Tonübertragung erfolgte. Dann riss der Mann abrupt seinen Kopf herum, offensichtlich hatte etwas oder jemand weiter unten im Gang seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Angestachelt rannte er aus dem Bild, und nun konnte auch Anna sich endlich losreißen und wandte ihren Blick von dem Monitor ab. Hastig verließ sie den Raum.

Anna rannte los. Sie wusste, dass sie dem einzelnen Sicherheitsmann in die Arme laufen würde, wenn sie den Weg zurück nehmen würde, den sie gekommen war. Also musste sie es wagen, in Richtung der

Hochsicherheitslabors zu laufen, um dann kurz vor der Schleuse abzubiegen – sie hoffte, dass die Männer dort lange genug aufgehalten werden würden und sich die Patienten nicht allzu leicht wieder in die Zellen treiben ließen.

Als ein gellender Schrei durch die leeren Flure hallte, ahnte Anna, dass sie die Kraft und Brutalität der Erkrankten unterschätzt hatte. Sie robbte zur nächsten Kreuzung und sah einen der Sicherheitsleute im Kampf mit einem der Männer im hellblauen Kittel, der bereits mit Blutstropfen befleckt war. Der Mann geiferte und knurrte, es schien ihn nichts mehr von einem wilden Tier zu unterscheiden, das komplett außer Kontrolle war. Es war eindeutig, dass der Wachmann sich nicht lange gegen diese animalische Kraft wehren können würde und Anna war hin- und hergerissen, was sie tun sollte. Immerhin war sie es gewesen, die die Zellentüren geöffnet hatte – auf der anderen Seite war es fraglich, ob irgendjemand Mitleid mit ihr haben würde, wenn sie in die Hände ihrer uniformierten Häscher fiel.

Zu ihrer Erleichterung tauchten nun zwei weitere Bewaffnete auf, die herumschrien und ihre Pistolen in Anschlag brachten. Schießen konnten sie nicht, da die Chance zu groß war, ihren Kollegen zu treffen, doch sie versuchten, mit ihren Rufen und Bewegungen den Angreifer zu ihnen zu locken.

Das war die günstigste Gelegenheit für Anna, sich aus dem Staub zu machen. Sie schaute den

Gang hinunter, wo das Treppenhaus auf sie wartete, das erst einmal kurzfristig Rettung versprach. Schnell verzog sie sich um die Ecke, doch als sie gerade schon aufatmen wollte, kam auf einmal jemand die Treppe herunter – es war Doktor Stein!

»Anna, stehenbleiben!«, brüllte er und verfiel in einen Laufschrift. Anna wirbelte herum, doch dabei wurde ihr wieder unangenehm klar, dass sie mit ihren Kräften am Ende war. Jeder Muskel in ihrem Körper schmerzte und sie hatte das Gefühl, dass alle ihre Gliedmaßen mit tonnenschweren Gewichten behangen waren.

Als sie die Ecke erreichte, sah sie gerade, wie der Kranke den inzwischen wie benommen wirkenden Sicherheitsmann von sich wegschubste und sich auf dessen beide Kollegen stürzen wollte – doch diese ließen sich nicht lange bitten. In dem Moment, in dem ihr Kollege auf den Boden klatschte, eröffneten sie das Feuer.

Die Schüsse peitschten in einer Lautstärke durch den Gang, die Anna nie für möglich gehalten hatte. Ihre Trommelfelle drohten zu platzen, als der Patient von mehreren Kugeln getroffen zusammenzuckte. Doch auch die Wand hinter ihm wurde mit Einschusslöchern eingedeckt und plötzlich ertönte ein Krachen und Zischen. Für einen kurzen Moment flackerte die komplette Flurbeleuchtung, dann verfiel der Gang in absolute Dunkelheit. Es funkte und zischte noch einmal kurz aus der Wand,

wo die Kugeln einen Kabelkanal zerfetzt haben mussten, dann kehrte Stille ein. Nur der gurgelnde Atem des sterbenden Patienten war für einen Augenblick zu hören.

Als die Blendung durch das grelle Flurlicht in Annas Augen zurückging, stellte sie wieder fest, dass ihre Fähigkeit, im Dunklen zu sehen, sich stark verbessert hatte. Immer deutlicher konnte sie die beiden Sicherheitsleute erkennen, die sich ratlos umschauen – und nicht bemerkten, dass weiter hinten im Gang ein anderer Infizierter auf sie zuschlurfte.

Auch Doktor Stein hatte noch Probleme, sich zu orientieren, also nutzte Anna die Chance, sich in einen der abzweigenden Räume zu verziehen. Die LEDs an den Türen waren erloschen und zu Annas Erleichterung waren sie damit unverschlossen. Sie befand sich nun in einem Labor mit vielen Tischen, Waschbecken und diversen Glaskabinen für heikle Experimente. Von draußen waren immer noch Schüsse, Schreie und Getrampel zu hören. Anna machte sich auf den Weg, den Raum zu durchqueren, als Doktor Stein mit einer Taschenlampe in der Hand hereinkam. Anna duckte sich hinter einem Waschbecken in die Schatten.

Der Doktor kam immer näher und Anna musste all ihre Kraft und Konzentration aufbringen, um immer wieder schnell und lautlos ihren Standort zu wechseln, wobei sie der Lichtkegel der Taschenlampe mehrmals fast gestreift hätte. Endlich

gelang es ihr, sich relativ sicher hinter einer großen Laborkonsole zu verstecken, so dass Doktor Stein an ihr vorbei ging. Doch als er an der gegenüberliegenden Wand ankam, wurde ihm klar, dass er sie verpasst haben musste.

»Das ist doch albern, ich weiß genau, dass du hier drin bist!«, rief er und schwenkte seine Taschenlampe durch die Luft. »Ha!« schrie er dann und Anna bemerkte mit Grausen, dass der Lichtkegel tatsächlich auf ihr zum Stehen gekommen war – er musste irgendeinen Zipfel ihres Kittels gesichtet haben.

Doch als Stein sich gerade daran machte, auf sie zuzueilen, flog die Tür hinter ihm auf und einer der Kranken stürmte hoch erregt in den Raum. Angesichts seiner blutunterlaufenden Augen und der dramatisch gebleckten Zähne zuckte Doktor Stein zusammen, bevor er sich fing und dem Mann die schwere Taschenlampe über den Schädel zog. Der Angreifer stutzte kurz, schien aber keine großartigen Schmerzen zu empfinden. Stattdessen machte er einen Satz nach vorne, um den Doktor zu packen, bekam aber aufgrund einer schnellen Ausweichbewegung seines Opfers nur dessen Kittel zu fassen. Mit einer eleganten Drehung schälte sich der Doktor aus dem übergeworfenen Kleidungsstück, doch dann stellte er entsetzt fest, dass sein rechter Arm feststeckte. Klackernd fiel ein schwerer Gegenstand zu Boden, doch Anna konnte sehen,

dass es nicht die Taschenlampe war: selbst Doktor Stein hatte auf der Suche nach ihr eine Pistole dabei! Die Kerle waren doch wirklich komplett durchgedreht und verdienten es nicht anders, als dass die Amok laufenden Infizierten nun auf sie losgingen, dachte Anna.

Doktor Stein zerrte weiter an seinem Kittel, dessen Nähte bereits knackten und aufplatzten. Schließlich schlug er noch einmal so heftig mit der Lampe auf den Arm des Angreifers, dass er dessen Knochen brach und er freikam. Blitzschnell stürzte Stein sich auf die Pistole und feuerte einige Kugeln aus nächster Nähe ab. Der Infizierte ging zu Boden und Doktor Stein schaute atemlos auf ihn hinab. Er biss die Zähne zusammen und gab zur Sicherheit noch einen weiteren Schuss direkt in den Kopf des Gefallenen ab – dann verließ er schwankend und offenbar desorientiert den Raum durch die Tür, die der Angreifer geöffnet hatte.

Atemlos schaute Anna sich um und entdeckte einen Durchgang hinter ihr, auf den sie mit Mühe auf allen Vieren zukrabbelte. Sie erreichte einen weiteren Laborraum und zwang sich in den Stand, doch beim Laufen hatte sie wieder starke Probleme mit dem Gleichgewicht und kippte plötzlich mit Schwung zur Seite weg. Ihr Oberkörper landete unsanft auf einer Tischplatte, beim Versuch, sich festzuhalten, zog sie eine Computertastatur und diverse Büroutensilien mit sich, die krachend auf den Boden fielen.

Anna wusste, dass dieser Krach mehr als verräterisch war und sie so schnell wie möglich das Weite suchen musste – doch sie konnte sich kaum noch bewegen. Ihr blieb kaum etwas übrig, als mitanzusehen, wie eine der Türen zum Flur aufgerissen wurde, in dem inzwischen die Notbeleuchtung wieder angegangen war. Doktor Stein stand als drohende Silhouette in der Tür, schwenkte die Taschenlampe in ihre Richtung und stürzte dann auf sie zu. »Jetzt bleib' sitzen und höre mir zu!«, rief er und rutschte vor Anna auf die Knie. Mit der linken Hand stützte er sich auf den Boden, während er Anna mit rechts die Waffe ins Gesicht hielt. In einem Film würde jetzt der alles erklärende Monolog des irren Wissenschaftlers kommen, schoss es Anna durch den Kopf, aber daran war sie in keinster Weise interessiert. Schon als Stein die Tür geöffnet hatte, war ihr Blick auf die glänzenden Klingen einer großen Schere gefallen, die inmitten einiger Textmarker neben ihr auf dem Boden lag. Als ein Geräusch vom Flur den Doktor kurz ablenkte, schnappte sie sich das Ding, bäumte sich mit aller Kraft auf und rammte die Spitze der Schere unter Zuhilfenahme ihres Körpergewichtes in seine linke Hand, die flach auf dem Boden lag. Eine krachende Vibration lief durch Annas Knochen und sie musste würgen, als ihr klar wurde, dass sie Steins Hand komplett durchstoßen hatte und die Schere auf den Klinikboden aufgeschlagen war.

Mit einem Schmerzensschrei bäumte der

Doktor sich auf und nur einen Sekundenbruchteil später erschien eine dunkle Silhouette im Türrahmen: es war Erik, der an der Seite von Pierre unterwegs war, den Hochsicherheitsbereich unter Kontrolle zu bekommen. Aus seiner Perspektive sah er eine brüllende Gestalt im Dunklen, die weder eine Uniform noch einen Laborkittel trug. Ohne lange zu überlegen zog er den Finger seiner Maschinenpistole durch, die sich im halbautomatischen Feuermodus befand und daraufhin drei Kugeln ausspuckte, die den tobenden Doktor zu Boden rissen.

»Verdammt, die sind überall!«, rief Erik aufgeregt. Pierre musterte ihn strafend und gab ihm mit einer Geste zu verstehen, weniger Krach zu machen und ihm zu folgen. Schnell verschwanden die beiden den Gang hinunter.

Doktor Stein röchelte in der Dunkelheit und Anna wagte es kaum, sich zu bewegen – doch plötzlich fing seine Smartwatch an zu piepen. Anna beugte sich über den zuckenden Körper und wischte über das Display, woraufhin die Stimme von Professor Stein ertönte: »Alex, wo bleibst du denn? Warst du schon beim Kühlhaus? Du musst aufpassen, die Kranken laufen frei herum! Wir müssen –«

Anna brach die Kommunikation ab. Ungelenk tastete sie die Kitteltaschen des Doktors ab – wenn er diese T-Zellen dabei hatte, würde das die Sache stark vereinfachen. Schließlich brauchte sie das Gegenmittel so schnell wie möglich, denn sie war mit

ihren Kräften am Ende. Und sie musste ja auch noch durch die Sicherheitsschleuse kommen, um die Labors der Steins zu erreichen, wo sich nun das rettende Serum befand. Ehrlich gesagt zweifelte sie inzwischen daran, wie sie das schaffen sollte, da sie sich kaum noch bewegen konnte.

Unter Schmerzen zwang sie ihre steifen Finger, den immer noch pfeifend atmenden Doktor Stein von seiner Smartwatch zu befreien. Bestimmt kam ihr Zittern auch zu einem Teil daher, dass sie großes Mitleid mit ihm hatte, denn schließlich lag er im Sterben, und sie war mit daran schuld.

Moment mal, rief sie sich ins Bewusstsein – warum war sie daran schuld? Sie war das Opfer in dieser ganzen beschissenen Scharade, sagte sie zu sich selbst.

Sie riss die Uhr an sich, zog sich an der Tischkante hoch und torkelte aus dem Raum.

Auf dem Flur wurden ihre Bewegungen immer unkoordinierter, die Sicht schwächer. Im fahlen Licht der Notbeleuchtung war alles unscharf, richtiggehend grell erschienen ihr dagegen die Displays mit den Raumbezeichnungen; deren Leuchten tat ihr förmlich im Auge weh. Doch das war nichts gegen die Schmerzen, die ihre immer steifer werdenden Gelenke ihr bescherten. Sie stöhnte auf und zu ihrem Entsetzen klang sie dabei genau wie einer der Infizierten. Sie war ja auch einer der Infizierten. Und

selbst wenn sie jetzt auf Pierre oder Erik treffen würde, könnte sie ihnen nicht klar machen, dass sie nicht schießen sollten – sie konnte ja nicht mehr reden!

Unterm Strich war das ein alarmierender Indikator, wie weit die Krankheit inzwischen schon fortgeschritten war. Es konnte sich auch nur noch um Minuten handeln, bis wirklich gar kein Unterschied mehr zwischen ihr und den wie tollwütig amoklaufenden Kranken bestand, die sich wie Zombies benahmen.

Mühsam entzifferte Anna eine Türbeschriftung nach der anderen, alle waren sie mit roten LEDs als abgeschlossen gekennzeichnet. Doch sie suchte etwas ganz bestimmtes und wurde schließlich auch fündig: »Lagerraum LE1 – Medizinisches Material«.

Schnell hielt sie die Smartwatch an das Transponderfeld und die LED sprang auf grün um. Anna drückte die Tür nach innen und schaute sich in dem düsteren Raum um. Sie hielt die Uhr neben den Türrahmen und das Licht ging an – viel zu hell und blendend für ihren Geschmack, aber sie durfte jetzt keinen Fehler machen, und das bedeutete, sie musste genug sehen können.

Sie öffnete den ersten der großen Metallschränke und wurde sofort fündig: Alles war voll mit den farbigen Ampullen und in einer Plexiglasvitrine lagen sterilisierte Injektionsgeber. Schwankend hielt Anna sich an der Schranktür fest

und ging mit dem Blick die Reihen der Impfstoffe ab. Da waren massenhaft blaue Gläschen, das waren die für Betäubung. In der nächsten Reihe die roten... das war das Letalin; ganz, ganz schlecht. Wo zum Henker war das Adrenalin? Da endlich, ganz in der Ecke, waren drei von den begehrten grünen Ampullen. Mit zitternden Fingern schnappte Anna sich eine davon und begann, sie in den Injektionsgeber zu schrauben... doch sie verkantete das Gewinde, drückte ein wenig zu stark dagegen und... der fragile Glaskörper rutschte ab, fiel herunter, krachte auf den Boden und zerbarst in dutzende von Scherben, während sich die wertvolle Flüssigkeit auf dem Boden verteilte.

Anna atmete zischend aus – das war eine von drei Chancen zum Überleben gewesen! Sie musste sich verdammt noch mal zusammenreißen! Ohne das Adrenalin würde sie es niemals bis zum Kühlhaus und von dort zur Schleuse, geschweige den hindurch schaffen. Und sie wusste ja nicht einmal, wie gut das Zeug in ihrem Zustand wirkte. »Du hast keine Chance, also nutze sie«, dachte sie spottend und probierte es noch einmal. Wieder zitterten ihre Finger wie Espenlaub, es war aussichtslos. Schnell legte sie die Ampulle zurück in das Regal, bevor sie sie auch noch ruinierte. Stattdessen wandte sie sich einigen größeren Plastikflaschen zu – »Medizinischer Alkohol«, konnte sie erkennen. Wenn sie es richtig verstanden hatte, müsste Alkohol in ihrem jetzigen

Zustand die Symptome etwas lindern. Doch das Zeug war wahrscheinlich zu fast 100 Prozent rein – durfte man das trinken? Sie glaubte nicht. Doch sie schnappte sich die Flasche, riss den Schraubverschluss fast mehr mit roher Gewalt ab, als ihn aufzudrehen. Sie torkelte zum Waschbecken, schüttete etwa zwei Drittel der brennend riechenden Flüssigkeit weg füllte die Flasche dann mit Wasser aus dem Hahn ab, bis sie überlief. Dann nahm sie ein paar große Schlucke von dem Gemisch. Es schmeckte widerlich, fast wie Sterilisationsmittel, doch ihr Körper schien danach zu lechzen. Doch dann musste sie auch schon würgen und ließ sich auf den Boden gleiten, wo sie versuchte, so ruhig wie möglich durchzuatmen. Die Übelkeit verging und sie blieb einfach ein Weilchen so sitzen, wobei sie sich weiterhin auf ihre Atmung konzentrierte. Es ging ihr wirklich ein bisschen besser, sie hielt ihre Hände hoch und das Zittern hatte etwas nachgelassen. Das reichte zwar bei weitem noch nicht für den Gewaltmarsch, den sie vor sich hatte, aber mit etwas Glück würde es für das Adrenalin reichen. Sie stand auf, packte sich den Injektionsgeber und schaffte es diesmal, das grüne Röhrchen fest ins Gewinde zu drehen, so dass die Aluminiumfolie, die den Impfstoff im Glas hielt, durchstoßen wurde und das Gerät einsatzbereit war.

Erschöpft ließ Anna sich wieder auf den Hintern gleiten, sie hatte es fast geschafft – wenn sie

auch nicht sicher war, was genau sie erreicht hatte. Aber sie vermutete, dass es drei Möglichkeiten gab: Entweder würde mehr oder weniger gar nichts passieren, dann würde sie noch eine Weile auf dem Boden liegen und dann einschlafen... oder *entschlafen*. Vielleicht würde das Adrenalin sie auch vollends über den Punkt ohne Wiederkehr schieben und ihre animalischen Instinkte das Kommando übernehmen lassen. Dann würde ihr altes Bewusstsein vermutlich in den Hintergrund gedrängt und das Elend wäre für sie ebenfalls vorbei. Die dritte Möglichkeit war, dass das Adrenalin ein Wundermittel war und sie die volle Kontrolle über ihren Körper zurückbekam, wenn auch nur zeitlich befristet. Aber im Idealfall würde die Zeit reichen, um das Gegenmittel herstellen zu können.

Anna stöhnte noch ein letztes Mal auf und nutzte den Rest ihrer Kraft, um sich den Injektionsgeber in den Hals zu rammen. »Grün ist die Farbe der Hoffnung«, dachte sie und drückte ab. Die Wucht der Injektion und die Schmerzen ließen sie zur Seite wegkippen und ihre Augenlider wurden schwer wie Blei. »Scheiße, dann ist es wohl Option 1 – einschlafen und abtreten«, dachte Anna sich, bevor um sie herum alles dunkel wurde und sie ins Nichts transzendierte.

Schon bald tauchten einige Nebelschwaden in der Dunkelheit auf, durch die Anna schwerelos

hindurchflog. Der Nebel wurde dichter und begann, von Blitzen durchzuckt zu werden. Die entfernten Donnerschläge schienen näher zu kommen, konkreter zu werden, bis sie abgehackt und rhythmisch klangen. Anna war wieder im Club, abseits von der Tanzfläche. Sie hatte ihren Bekannten Henrik entdeckt, ihren Großdealer. Er war eigentlich in einer anderen Szene unterwegs, doch sie hatte ihn über Fortbildungen bei »Adam and Rave« kennengelernt und ihn sogar ein wenig auf den Geschmack des Techno gebracht.

»Was machst du denn hier?«, fragte sie ihn. »Dich besuchen«, grinste Henrik ihr entgegen. Anna schaute ihn etwas ratlos an. »Hier treffe ich dich doch auf jeden Fall, ansonsten ist es ja ein bisschen schwierig, mit dir in Kontakt zu treten«, spielte er auf ihre Weigerung an, bei dem ganzen Social-Media-Zirkus mitzumachen.

»Da hast du wohl recht«, lachte Anna, »was gibt's denn?«

»Ich wollte dir nur sagen, dass ich eine neue Connection habe«, sagte Henrik so leise es irgendwie ging, ohne von den donnernden Bässen übertönt zu werden. Sein Mund verzog sich nun deutlich nach rechts, ein Überbleibsel einer einseitigen Gesichtslähmung, die er mal erlitten hatte. Daran erkannte Anna, dass er aufgeregt war.

»Eine große Nummer?«, fragte Anna mit erhobenen Augenbrauen.

»Allerdings«, nickte Henrik, »und zwar eine,

die genau auf unserer Wellenlänge liegt. Die haben nämlich eine eigene Produktion!«

»Ernsthaft?«, wunderte sich Anna, »Und was stellen die her?«

»Die können alles aus dem synthetischen Bereich machen. Hundert Prozent rein, ohne Nebenwirkungen. Und das zu Preisen, die fast zu gut sind, um wahr zu sein!«

Jetzt war Anna richtig erstaunt. »Und wie soll das gehen?«

»Die haben wohl ein riesiges Labor«, sagte Henrik, »Irgendwo oben im Tegeler Forst!«

»Na da bin ich ja mal gespannt«, grinste Anna, »erzähl' mir das am besten nochmal, wenn ich nüchtern bin... ich hatte schon ein paar Bierchen!«

Henrik zwinkerte ihr zu. »Klar, mache ich. Die wollen richtig groß einsteigen, das wird geil... wirst schon sehen!«

Anna nickte und schloss die Augen. Sie fühlte in sich hinein, denn da war so ein schönes, warmes Gefühl in ihrer Körpermitte... sie glaubte, ein grünes Licht wahrzunehmen, das sich ausbreitete und alle ihre Körperteile bis in die Finger- und Zehenspitzen mit einem Hochgefühl durchströmte. Und dann wurde ihr klar, dass sie gar nicht mehr atmete.

Japsend schnellte Anna hoch, schnappte nach Luft und riss die Augen auf. Sie blinzelte ins Halbdunkel, sie war wieder in der Klinik – und fühlte

sich irgendwie erleichtert, als hätte man ein tonnenschweres Gewicht von ihrem Rücken entfernt. Doch dann fiel ihr der Traum wieder ein, und ihr wurde sofort klar, dass es eine Erinnerung gewesen war, eine Geschichte, der sie bisher keine Bedeutung beigemessen hatte – doch nun war ihr klar, was das zu bedeuten hatte: die verrückten Steins hatten bereits vor Monaten damit begonnen, in den Berliner Drogenmarkt einzusteigen.

Ein kaltes, metallisches Klacken riss Anna aus ihren Gedanken und ihr Blick schnellte nach oben. Eben hatte sie noch geglaubt, ihrer Rettung ein großes Stück näher gekommen zu sein, doch nun starrte sie genau in den kalten, schwarzen Lauf einer Pistole. Aus der Dunkelheit war ein Sicherheitsmann aufgetaucht, der seine Waffe direkt auf ihren Kopf richtete. Mit der freien Hand drückte er auf einen Stöpsel in seinem Ohr: »Hier ist Carsten, ich hab' sie erwischt!«

»Wo seid ihr«, hörte Anna leise schnarrend die Stimme am anderen Ende. Sie klang nach Doktor Beckmann.

»Medizinisches Materiallager«, antwortete der Mann namens Carsten knapp.

»Super, dann knall' sie ab, bevor sie auch ausrastet!«

Anna zuckte erschrocken zusammen, doch auch die Augen des Wachmanns weiteten sich. »Was?«, presste er ungläubig hervor.

»Du sollst sie abknallen«, kam die Antwort, »Wenn sie so einen Aggressionsschub bekommt, bist du erledigt!«

»Vergiss es, das mach ich nicht! Ich bin doch kein Mörder!«, protestierte er.

»Dann schieß' ihr in die Beine«, knurrte Beckmann, »aber in beide! Wir können kein Risiko eingehen, ich mache mich auf den Weg!«

Während dieser Unterhaltung wich Anna mit angstverzerrtem Blick immer weiter zurück, doch der Wachmann hielt seine Waffe auf sie gerichtet. Er warf ihr einen unsicheren Blick zu, dann ließ er die Waffe ein Stück sinken und zielte auf ihre Unterschenkel.

»Das wird jetzt wehtun...«, sagte er entschuldigend und hielt auf einmal inne – denn ihm wurde klar, dass Annas angsterfüllter Blick gar nicht ihm galt – sie schaute gar nicht in seine Richtung, sondern an ihm vorbei!

Carsten wirbelte herum und durch diese plötzliche Bewegung sah sich der Kranke, der noch einige Meter von ihm entfernt gewesen war, zum Angriff animiert. Urplötzlich und ohne erkennbares Schwungholen machte er einen riesigen Satz nach vorne. Carsten schaffte es nicht rechtzeitig, seine Waffe in eine Schussposition zu bringen und wurde von dem Angreifer umgerissen. Anna machte einen Satz zur Seite, als die Männer krachend auf dem Boden landeten, wobei die Pistole klackernd über den Flur schlitterte. Der zähnefletschende, vor Wut

rasende Patient packte seinen Gegner am Nacken, woraufhin ein grausiges Krachen erklang. Anna drückte sich wie gelähmt gegen einen Metallschrank und sah mit an, wie der Angreifer das Hemd seines Opfers am Kragen aufriss und dann seine Zähne im nun nackten Fleisch der Schulter vergrub. Als das Blut spritzte, fiel Annas Blick auf die Pistole, die leider jenseits der ringenden Männer auf dem Boden lag. Sie fasste sich ein Herz und drückte sich mit aller Kraft ab, um eine Rolle über die Beiden zu machen, doch der Kranke bemerkte ihre ruckhafte Bewegung und griff sich ihren Fuß aus der Luft, so dass Anna der Länge nach auf dem Boden aufschlug. Der Infizierte nutzte den Schwung, um hinter ihr herzuhechten und sich auf sie zu stürzen. Doch Anna bekam die Pistole zu fassen und schaffte es, sie zwischen sich und den massigen Körper zu bringen, der auf sie herniederging. Mit zusammengekniffenen Augen feuerte sie drei Schüsse ab, die sehr dumpf klangen, aber eine ordentliche Hitze abgaben. Nach einem kurzen Zucken erschlafften die Muskeln des Angreifers und Anna schaffte es, sich unter ihm wegzurollen, doch nun lag das ganze Gewicht des Sterbenden auf ihrem rechten Unterarm und der Hand, die immer noch die Pistole umklammerte. Umständlich drehte Anna sich auf dem Hintern um, bis sie den Körper mit ihren Beinen wegdrücken konnte. Ihre Finger schmerzten dort, wo sie zwischen Pistole und Boden eingequetscht gewesen waren. Sie

nahm die Pistole in die Linke und schüttelte ihre rechte Hand aus, wobei sie einen argwöhnischen Blick auf die beiden Männer warf, die beide in Lachen aus ihrem eigenen Blut lagen. Es war schrecklich, doch sie konnte im Moment nichts tun. Immerhin hatte das Adrenalin ihre Beweglichkeit zu einem gewissen Maße wieder hergestellt, und auch, wenn ihr immer noch schwindelig war und ihre Knie zitterten, hatte sie nun wieder eine reelle Chance. Und die würde sie nutzen.

Sie warf einen kurzen Blick auf die Pistole, es war die erste, die sie je benutzt hatte. Aufgrund ihrer Abneigung gegenüber Uniformträgern war sie absolut gegen Schusswaffen, doch sie wusste, dass ihr Überleben in dieser Situation vermutlich davon abhing, dieses krude und doch irgendwie faszinierende Mordwerkzeug einzusetzen. Sie überlegte kurz, was sie aus Filmen und Computerspielen darüber wusste und schaute sich die einzelnen Hebel und Knöpfe an. Da sie gerade geschossen hatte und der Schlitten in seine geschlossene Position zurückgesprungen war, musste sich noch mindestens eine Kugel im Lauf befinden, die Waffe war also feuerbereit. In der Nähe der Griffmulde für den Daumen entdeckte sie einen Schieberegler, den sie umlegte, woraufhin ein roter Punkt sichtbar wurde. Nun war die Pistole also gesichert. Sie betätigte einen etwas schwergängigen Taster am unteren Ende des Griffes und sofort lockerte sich das Magazin. Sie zog es heraus und sah,

dass oben eine Patrone herausschaute, auch darunter nahm sie den bronzenen Ton einer weiteren Hülse wahr. Mit der Kugel im Lauf hatte sie also noch mindestens drei Schuss, das reichte ihr erst einmal als Information. Sie ließ das Magazin wieder einrasten, atmete einmal tief durch und öffnete die Tür.

Nachdem Anna ein paar Schritte hinaus auf den Flur gemacht hatte, blieb sie sofort wieder wie angewurzelt stehen: vor ihr bogen in diesem Moment zwei der Infizierten um die Ecke. Als sie Anna wahrnahmen, verfiel einer von ihnen sofort in einen manischen Sprint, während der andere seinen Rücken überstreckte, die Fäuste emporhob und einen Schrei ausstieß, so wie Wölfe den Mond anheulen.

Anna drehte sich blitzschnell um, machte einen Satz zurück in den Raum und knallte die Tür hinter sich zu. Sie schaffte es gerade so, die sie mit der Smartwatch zu verriegeln, als der erste Kranke auch schon aus vollem Lauf dagegen rannte. Die Tür wackelte ein wenig, schien aber für den Moment zu halten. Anna orientierte sich kurz in dem Raum, doch es gab keinen weiteren Ausgang, durch den sie hätte fliehen können. Ihre Verfolger fingen an, heftig gegen die Tür zu hämmern, die bereits in ihrer Aufhängung knackte und ächzte.

Unsicher wich Anna ein paar Schritte zurück, entsicherte die Pistole und feuerte ein paar Kugeln ab, die die Tür problemlos durchschlugen – aber das

Gehämmer hörte nicht auf. Vielleicht hatte sie einfach durch Zufall nicht getroffen, dachte sich Anna und feuerte weiter, bis der Schlitten der Waffe sich in der offenen Position arretierte und sie den Abzug nicht mehr betätigen konnte – sie hatte alle Kugel verschossen. Doch auch das Gewackel der nun ordentlich durchlöchernten Tür hörte kurz auf. Hatte sie die Angreifer also getroffen oder in die Flucht geschlagen?

Ein lautes Krachen beantwortete ihre Frage, als die blutüberströmte Faust eines der Angreifer durch das zersplitterte Holz krachte. Zwei weitere Hände tauchten an den Seiten der Öffnung auf und begannen, Stück für Stück Teile aus dem perforierten Material zu brechen.

Anna schaute sich in Panik um und entdeckte an der rückwärtigen Wand das Gitter eines Lüftungsschachtes. Sie eilte dorthin, kletterte auf einen Tisch und betrachtete das Gitter, konnte jedoch keinen Mechanismus entdecken, um es zu öffnen. Sie schaute kurz zur Tür und sah, dass einer der Kranken seinen Kopf durch das inzwischen stattlich gewachsene Loch steckte und sie anbrüllte. Hektisch fing sie an, mit dem Griff der Pistole auf das Gitter einzuschlagen. Sie brachte all ihre Kraft auf und schon bald verbog sich das Metall, bis es in seinen Verankerungen krachte und sie es herausziehen konnte. Sie steckte ihre ausgestreckten Arme in den Schacht und schaffte es mit viel Mühe, sich mit so viel

Schwung vom Tisch abzustoßen, dass sie ihren Oberkörper in die Öffnung wuchten und sich dann mit den Unterarmen festklemmen konnte. Mit hopsenden Bewegungen schaffte sie es ganz in den engen Schacht hinein, als das Türblatt endgültig mit einem lauten Krachen in der Mitte durchbrach, die eine Hälfte auf den Boden klatschte und die ungebetenen Besucher in den Raum stolperten.

Mühsam quälte sich Anna durch den Schacht und fragte sich bereits, wie sie auf der anderen Seite wieder hinauskommen sollte. Nach wenigen Metern erreichte sie eine T-förmige Abzweigung, die zu einem Ventilator führte, während vor ihr ein weiteres Gitter an einen anderen Raum grenzte. Anna nutzte diese Kreuzung, um sich umzudrehen und sich dann mit den Füßen voran auf den rettenden Ausgang zuzuschlängeln. Die Enge schnürte ihr beinahe den Atem ab und sie musste sich zwingen, ruhig zu bleiben. Zentimeter um Zentimeter arbeitete sie sich voran, bis ihre Füße das Gitter erreichten. Ihr blieb nichts anderes übrig, als mit nackten Füßen wieder und wieder mit voller Kraft dagegenzutreten, bis es endlich nachgab und krachend zu Boden fiel.

Langsam schälten sich Annas Beine aus dem Schacht, bis ihr Schwerpunkt die Kante überschritt und sie mehr oder weniger unkontrolliert heraussrutschte, doch sie konnte die Landung einigermaßen gut abfedern. Schnell schaute sie sich

in dem dunklen Raum um, anscheinend war es eine Mischung aus Büro und Labor. Sie versuchte, sich den Lageplan der Klinik, soweit sie ihn sich erschlossen hatte, bildlich vor Augen zu führen. Sie hatte eine grobe Idee, wo sie war, das musste reichen. Denn sie hatte keine Zeit zu verlieren, also öffnete sie vorsichtig die Tür und trat dann hinaus in einen weiteren Gang, der nur von schummriger Notbeleuchtung illuminiert war.

Sie rannte los, obwohl ihre Füße immer noch von dem Kampf gegen das Gitter schmerzten und auch der Schwindel wieder zugenommen hatte. An der nächsten Kreuzung blieb sie kurz stehen, um die Wegweiser zu lesen, auf die sie ihren Blick kaum noch fokussieren konnte. Sie zuckte zusammen, als eine donnernde Stimme hinter ihr ertönte:

»Halt, keine Bewegung!«

Sie wirbelte herum und sah Pierre, die MP im Anschlag. Er erschrak durch ihre schnelle Drehung und hatte bereits den Finger auf dem Abzug. »Anna?«, entfuhr es ihm erschrocken. Sie musste schrecklich aussehen, dachte sie sich, denn abgesehen davon, wie mies und mitgenommen sie sich fühlte, war sie auch voll mit Blut. Pierre musste davon ausgehen, dass sie auch bereits zu den aggressiven Patienten gehörte und dann würde er sicherlich nicht zögern, sie über den Haufen zu schießen.

Sie quälte sich einen Laut heraus, aber

wieder kam ihr nur ein kehliges »wwwuuuuuhhhh« über die Lippen, als wäre sie eine Statistin in einem Zombiefilm. Schon schnellte der Lauf von Pierres Maschinenpistole nach oben – Annas Zeit war um. Sie streckte ihm ihre Handflächen entgegen und wedelte damit herum – sie musste es pantomimisch versuchen und deutete dann auf ihren Hals und ihren Mund. Sofort stutzte Pierre sichtlich, der Kommunikationsversuch funktionierte. Anna seufzte und ließ sich kraftlos einfach auf den Hintern fallen. Pierre ließ die Waffe sinken und näherte sich ihr vorsichtig. Mit einem Blick absoluter Hoffnungs- und Kraftlosigkeit schaute Anna zu ihm auf. Er griff sich an den Gürtel und zog eine Art Flachmann in schwarzer Neoprenhülle hervor. Dann öffnete er den Verschluss, ging in die Knie und hielt Anna den Behälter hin. Sie ergriff ihn mit zitternden Händen und führte ihn zur Nase – es war tatsächlich Schnaps. In diesem Laden hatten doch wirklich alle einen an der Waffel, dachte sich Anna.

Sie ließ etwas von der brennenden Flüssigkeit in ihren Mund laufen und spürte sofort, wie ihre klebrige Zunge sich von den Wangenwänden löste. Sie schüttete etwas mehr von dem Schnaps hinzu und begann, ihn im Mund hin und her zu schieben, dann schluckte sie eine ordentliche Ladung davon hinunter. Ein Prickeln, eine Scharfe Wärme breitete sich wieder in ihr aus und ließ die Taubheit, die ihren ganzen Körper befallen hatte, an den betroffenen

Stellen zurückgehen.

»Stein«, krächzte Anna und Pierre hob eine Augenbraue. Seine Haltung entspannte sich etwas – dass Anna noch sprechen konnte, war ein gutes Zeichen, dass sie noch Kontrolle über sich hatte. Doch was wollte sie sagen?

»Professor Stein?«, kam Pierre ihr entgegen, »was ist mit ihm?«

»Massenmörder«, presste Anna hervor und Pierres Gesichtszüge entglitten ihm. »Was meinen Sie?«, fragte er ratlos.

Anna wollte etwas sagen, ihr Brustkorb hob und senkte sich, doch es war, als wäre ihre Kehle zugeschnürt. Sie nahm noch einen großen Schluck aus der Pulle, dann noch einen, und noch einen. Sie presste die Flüssigkeit ihre Kehle hinunter und schüttelte den Kopf, was Pierre verwundert verfolgte.

»Das Virus...«, stammelte Anna schließlich, »die haben es gezüchtet!«

»Professor Stein hat diese Krankheit selbst erschaffen?«, fragte Pierre schockiert. »Warum zur Hölle sollte er das tun?«

»Rache...«, begann Anna, »...für seine Frau. Und Geld. Für ... Klinik. Hat selbst ... gesagt.«

Pierre runzelte die Stirn und nickte. Er erinnerte sich an Professor Steins kleine Ansprache.

»Wer steckt da alles mit drin?«, fragte er nach.

»Seine ... Söhne ... Stein und ... Beckmann.«

»Ich dachte, Beckmann wäre nur so eine Art

Ziehsohn?«, sagte Pierre. »Auf jeden Fall war Angelika Stein nicht seine Mutter.«

Anna zuckte erschöpft mit den Schultern.

»Auf jeden Fall ist die Situation vollkommen außer Kontrolle«, sagte Pierre ernst, »ich muss die Polizei verständigen. Und alle anderen auch. Folgen Sie mir!«

Er streckte Anna seine Hand entgegen, doch sie schüttelte den Kopf.

»Brauche... Gegenmittel«, sagte sie und sofort fing es in Pierres Hirn an zu rattern. Er atmete tief durch. »Okay, ich helfe Ihnen. Was müssen wir machen?«

Er war wirklich ein echter Gentleman, dachte Anna, doch es gab inzwischen eine Sache, die ihr wichtiger war als ihr eigenes Leben: dieses Virus musste gestoppt werden. Wieder schüttelte sie den Kopf, diesmal etwas energischer.

»Polizei ist ... wichtiger«, presste sie heraus. Pierre musterte sie für eine Sekunde, dann fiel sein Blick auf die Smartwatch an ihrem Handgelenk. »Ist das Ihre?«, fragte er erstaunt.

»Doktor Stein«, erklärte Anna knapp.

»Dann kann ich Sie damit finden«, sagte Pierre, ohne die Frage aufzuwerfen, wie Anna an das Gerät gekommen war. Er wählte eine App auf seiner eigenen Smartwatch aus, kontrollierte die Ortung und nickte dann. »Jawoll, ich habe Sie! Dann viel Erfolg... auf dass wir beide heil hier rauskommen!«

Er sah Anna tief in die Augen und schluckte. Sie quälte sich erneut ein schwaches Lächeln ab, dann sprang Pierre auf und verschwand den Gang hinunter.

Anna blieb noch einen Moment sitzen, atmete langsam ein und aus und trank in größeren Abständen noch einige Schlucke des Alkohols. Sie spürte, wie ihre Fingerspitzen und Zehen anfangen zu kribbeln – das war ein gutes Zeichen. Mit neuer Kraft stand sie auf, stützte sich jedoch für einen Moment an der Wand ab und horchte in sich hinein. Ja, es ging ihr besser. Immer noch nicht gut – der Schwindel und die Sehstörungen waren nach wie vor vorhanden – doch sie fühlte sich revitalisiert und die Kommunikation mit ihrem Körper schien wieder besser zu funktionieren.

Plötzliche Geräusche ließen sie zusammenzucken – irgendwo wurde geschossen! Vielleicht war es Pierre, Anna machte sich Sorgen. Doch sie konnte nichts tun. Wenn sie eine Chance haben wollte, dazu beizutragen, diesen Horror zu beenden, dann brauchte sie zuerst das Gegenmittel. Denn sie spürte ganz deutlich, dass sie nicht mehr viel Zeit hatte.

Wenig später hatte Anna eine besonders dicke, silberne Tür erreicht. Das Wort »Kühlhaus« flimmerte auf dem Display daneben. In der Nähe lag ein Toter auf dem Rücken; einer der Wachmänner. In seiner

Faust hielt er immer noch seinen Schlagstock umklammert, auf den ein Messer aufgesteckt war. Wie ein grotesker Phallus ragte diese Waffe nach oben. Anna überlegte, sie mitzunehmen, doch um sie zu benutzen, würde sie viel Kraft brauchen, und die hatte sie nicht. Unweit davon erblickte sie dann auch noch die Pistole des Mannes, damit konnte sie mehr anfangen. Sie hob sie auf und überprüfte das Magazin – es waren noch einige Kugeln darin, also steckte sie die Waffe in ihre Kitteltasche. Dann ging sie zum Eingang des Kühlhauses, hielt ihre Smartwatch an die Tür und die LED sprang auf grün um. Ein Motor fing jaulend an zu laufen und die Tür begann langsam, sich zur Seite aufzuschieben. Doch dann ertönte ein Krachen und der Motor erstarb, die LED sprang wieder auf rot – dabei war die Tür erst wenige Zentimeter geöffnet. Anna versuchte es noch einmal mit der Smartwatch, doch das rote Licht begann nur hektisch zu blinken und der Motor schaltete jeweils nur für einen kurzen Moment in eine Art Leerlauf, ohne dass sich etwas bewegte.

In Gedanken stieß Anna derbe Flüche aus, dann fiel ihr Blick wieder auf den Schlagstock. Sie ging zu der Leiche und begann, mit deren Hand zu ringen. Die Leichenstarre hatte bereits eingesetzt und die toten Finger fühlten sich einfach widerlich an. Doch Anna verspürte nur eine Wut über diesen physischen Widerstand in sich, war sauer auf die Leiche, dass die ihre Waffe nicht herausrücken wollte

– moralische Implikationen oder gar Pietät spielten für sie überhaupt keine Rolle mehr. Der empathische Teil ihres Wesens schien komplett blockiert.

Endlich hatte sie sich des Schlagstocks bemächtigt, ging damit zur Tür und rammte ihn in den Spalt. Sie spürte einen deutlichen Widerstand und bildete sich ein, eine Art schmatzendes Geräusch zu hören. Sie schob und schob, lehnte sich mit ihrem gesamten Körpergewicht in die Waffe, bis der Motor wieder anlief und die Tür sich langsam zur Seite aufschob.

Anna zog den Schlagstock zurück und macht eine schockierende Beobachtung: das aufgepflanzte Messer war voller Blut!

Fassungslos schaute sie zuerst die Klinge an, dann die Tür, die sich langsam weiter öffnete – war da eine Bewegung in den Schatten?

Plötzlich kam etwas auf sie zugerast, es war einer der Wachmänner – genauer gesagt sein Rücken, der von der Schwerkraft geleitet auf den Boden des Flurs krachte. Anna atmete auf, als sie begriff, dass er bereits vor ihrem Eingreifen tot gewesen war – er musste sich im Sterben gegen die Tür gelehnt und sie damit blockiert haben. Was für ein Schreck. Anna hielt sich noch für einen kurzen Moment am Türrahmen fest, bis sich die Tür komplett geöffnet hatte. Sie bemerkte, dass ihre Glieder schon wieder schwerer und die Knie weicher zu werden schienen. Auch ihre Übelkeit wurde nicht besser, als sie hinabschaute und

sah, wie sich eine Blutlache um den toten Wachmann ausbreitete, sie musste mit dem Messer einige wichtige Gefäße durchtrennt haben. Der leicht metallische Geruch, der von der roten Flüssigkeit ausging, bohrte sich tief in ihre Nase, es war eine ganz eigenartige Sinneswahrnehmung. Irgendetwas schien es in ihrem Hin auszulösen und auf einmal hatte sie das Gefühl, nicht mehr allein zu sein – hatte der andere tote Wachmann, dessen Waffen sie nun bei sich trug, gerade mit den Nasenflügeln gezuckt? Anna richtete sich auf und machte neugierig einen halben Schritt auf ihn zu, als der Mann plötzlich anfing, hektisch mit Armen und Beinen zu zucken wie ein Fisch auf dem Trocknen – und einen Sekundenbruchteil später stand er auf den Beinen und grunzte Anna mit blutunterlaufenen Augen an.

»Wuuuuuuuhhhh«, knurrte er und dann rannte er auch schon los, direkt auf Anna zu. Sie konnte gar nicht so schnell reagieren, nicht mal daran denken, ihre Waffe zu ziehen. Nur für eine einzige unbewusst ausgeführte Bewegung hatte sie Zeit, bevor der geifernde Mann sie gegen die Wand geschubst hatte und seine Zähne auf sie zurasten. Sie spürte einen stechenden Schmerz im Bauch, dann schnappte der Mund des Angreifers wenige Zentimeter vor ihrem Gesicht ins Leere und sein Kopf peitschte nach vorne, wobei seine halblangen Haare ihre Nasenspitze berührten.

Erschrocken schaute Anna nach unten auf die

schmerzende Stelle, wo der Griff des Schlagstockes in ihren Bauch drückte. Sie hatte ihn im letzten Moment zwischen sich und die Gefahrenquelle gebracht und dementsprechend steckte das Ende mit dem Messer in der Brust des Wachmannes, der mit einem pfeifenden Nebengeräusch nach Luft japste und zu zittern anfang. Er rutschte auf die Knie, woraufhin Anna die Waffe herauszog und damit ein weitere Blutfontäne auf den Boden spritzen ließ.

Was zur Hölle war hier gerade passiert... der Mann war gar nicht tot gewesen? Hatte er sich mit einem Biss von einem der Kranken infiziert und war dann derart schnell in das aggressive Stadium der Krankheit übergegangen? Dann hatte sie es hier mit einem wahrhaftigen Zombie zu tun. Nur mit dem Unterschied, dass es nicht wirklich ein lebender Toter war – sondern das Opfer eines extrem effektiven, genetisch gezüchteten Erregers, der seine Opfer erst in eine Art Inkubationstarre fallen ließ, um seine Verbreitung ohne hemmende Einflüsse des Immunsystems durchzuführen.

Der Atem des Wachmannes rasselte schwach vor sich hin und erregte ihre Aufmerksamkeit. Irgendwie konnte sie eine Verbindung zu dem Mann fühlen, vielleicht, weil sie selbst auf dem Wege war, in sein Stadium zu verfallen. Sie schwebte in einer Art Limbo zwischen den beiden Welten. Sie schien bereits einige der Fähigkeiten der Infizierten zu haben, wenn man das so nennen wollte, wie das verbesserte

Sehvermögen im Dunklen. Gleichzeitig litt sie am schleichenden Verlust ihrer motorischen Funktionen und auch ihre Denk- und Urteilsfähigkeit schien schon getrübt, auf jeden Fall verursachte es ihr eine größere Anstrengung, sich zu konzentrieren. Und auch wenn sie tief in sich hineinhorchte, schien sie keinerlei Empathie oder Mitleid mit dieser erbärmlichen Kreatur vor sich zu verspüren. Ihr Ziel war einfach nur noch das Überleben. Und so fasste sie sich ein Herz, holte Schwung mit dem Schlagstock und ließ das Messer im Nackenbereich des Mannes niedersausen. Mit halb durchtrennter Hauptschlagader und herausguckender Luftröhre fiel der mutmaßliche Zombie auf die Seite und wieder sprenkelten Blutstropfen Annas nackte Füße.

Sie glaubte wirklich nicht an den Zombie-Mythos, und selbst wenn der Professor ganz offensichtlich sehr überzeugt von den Möglichkeiten seiner Gen-Experimente war: den Tod würde er nicht überlisten können. Andererseits wollte Anna auch kein Risiko eingehen. Sie ließ den Schlagstock fallen, holte die Pistole hervor, entsicherte sie und schoss dem Darniederliegenden aus nächster Nähe in den Kopf. Der Schuss klingelte noch in ihren Ohren, als sie auch dem anderen Wachmann eine Kugel verpasste, selbst wenn sie sich nicht vorstellen konnte, dass der nach einem so extremen Blutverlust noch einmal hätte aufstehen können.

Dann steckte sie die Waffe wieder ein und

verschwand im Zwielight des Kühlhauses.

Nachdem Anna einen dichten Vorhang aus durchsichtigen Gummistreifen passiert hatte, traf sie die volle Kälte des Raumes. Es mussten um die Null Grad herrschen, denn sie konnte ihren Atem sehen. Der Raum war mit dicken Stahlschränken gefüllt, deren große Scheiben rundum mit LED-Streifen ausgestattet waren, die die einzige Beleuchtung darstellten. Anna fragte sich, was diese Klinik eigentlich für eine Geisterbahn war. Sie war zwar selbst eine Verfechterin des Energiesparens, doch diese schwummrige Notbeleuchtung überall schien ihr doch etwas übertrieben. Wenn sie sich intensiver mit der Smartwatch auseinandersetzen würde, könnte sie vermutlich die Lichtsteuerung der einzelnen Räume oder sogar der Flure auf ein normales und damit weniger gruseliges Niveau heben, doch dafür hatte sie jetzt keine Zeit. Sie studierte stattdessen die Display-Streifen an den Schränken auf der Suche nach den T-Zellen, die sie für das Gegenmittel brauchte. Endlich entdeckte sie den entsprechenden Bereich, doch der war voll mit handbeschrifteten Ampullen verschiedener Versuchsreihen. Mühsam griff sie sich eine nach der anderen und hielt sie umständlich vor ihre Augen, bis sie den richtigen Abstand gefunden hatte, um die Schrift halbwegs entziffern zu können. Leider schienen die Fläschchen in keiner nachvollziehbaren Reihenfolge aufgereiht zu

stehen, das würde dauern. Dabei war es hier drin arschkalt, dachte Anna und biss die Zähne zusammen. Sie musste sich beeilen, wenn sie keinen Kreislaufkollaps kriegen wollte und fokussierte ihre gesamte Aufmerksamkeit auf die winzigen Etiketten.

Deswegen bemerkte sie nicht, dass sie nicht allein im Kühlhaus war – dabei hätte sich eigentlich denken können, dass der Wachmann hier drin nicht an einer Erkältung gestorben war.

Der Infizierte war geschickt. Die Kälte bemerkte er schon seit Stunden nicht mehr und durch das frische Blut, das er getrunken hatte, fühlte er sich ungeheuer vital und mächtig. Das würde sich sicher noch verbessern, wenn er seine nächste Mahlzeit zu sich nahm. Er konnte die lecker riechenden Körpersäfte, mit denen diese Person besprenkelt und beschmiert war, förmlich schon schmecken. Mit seinen empfindlichen Sinnen nahm er ihren Geruch wahr: Schweiß, Angst und Adrenalin konnte er ausmachen, einen Hauch von ekelhaft fruchtigem Haarshampoo und sogar ihr Herz konnte er schlagen hören. Er war nicht mal mehr einen Meter entfernt, so dass dieses Herz bald warmes, köstlich-frisches Blut direkt in seinen Mund pumpen würde. Die Erregung ließ seinen eigenen Puls schneller schlagen und in starkem Kontrast zu seiner Umgebung wurde ihm in seinem inneren ganz warm – sein Atem schoss als weiße Wolke aus seinem Rachen.

Anna hätte gar nicht sagen können, ob sie

zuerst die helle Nebelschwade wahrgenommen hatte oder den warmen Luftzug in ihrem Nacken – jedenfalls registrierte ihr sechster Sinn eine Gefahrensituation und sie reagierte sofort. Mit einer blitzartigen Bewegung trat sie nach hinten, genau gegen das Schienbein des Angreifers, der daraufhin das Gleichgewicht verlor und zu Boden stürzte. Das gab Anna genug Zeit, die Ampullen fallenzulassen, die sie gerade in der Hand hatte, und ihre Pistole zu ziehen. Noch bevor der Mann wieder aufstehen konnte, hatte Anna ihm zweimal in den Kopf geschossen.

Sie hätte es selbst nie für möglich gehalten, aber diese Art des Tötens war für sie inzwischen beinahe eine Bagatelle. Ein notwendiges Übel zur Überlebenssicherung, und die geifernden Patienten erhielten kaum noch Mitleid von ihrer Seite. Sie war nun so fokussiert darauf, ihren eigenen Tod zu verhindern, dass alles andere nur noch nebensächlich war. In dieser Hinsicht unterschied sie scheinbar kaum noch etwas von den amoklaufenden Patienten, für die das Morden sicher auch keine moralische Fragestellung mehr war, sondern eine triebhafte Notwendigkeit auf dem Weg der Nahrungsbeschaffung.

Anna wandte sich wieder dem Regal zu und fand endlich die Ampullen mit der Aufschrift T-26. Insgesamt waren es fünf hellblaue Röhrchen, auf denen sie diese Bezeichnung entziffern konnte. Sie

steckte sie ein und verließ das Kühlhaus. An der nächsten Kreuzung erreichte sie die Glastür zum Park im Inneren des Komplexes. Er stellte die perfekte Abkürzung zur Sicherheitsschleuse und damit den Labors der Steins dar – und sie hatte keine Zeit zu verlieren.

Vorsichtig schlich Anna in die Dunkelheit. Die Kälte der Nacht verpasste ihr am ganzen Körper eine Gänsehaut, auch wenn es bestimmt nicht einmal annähernd so kalt war wie im Kühlhaus – vielleicht war es die Luftfeuchtigkeit, oder der Geruch der Pflanzen – irgendetwas daran, draußen zu sein, erregte sie auf jeden Fall und sie hielt kurz inne, um diese aufgeladene Atmosphäre in sich aufzunehmen.

Bevor sie sich wieder in Bewegung setzte, schaute sie sich aufmerksam um. Wieder kam ihr die erhöhte Empfindlichkeit ihrer Augen zugute, denn der Park lag in kompletter Finsternis da. Die einzige sichtbare Lichtquelle waren die gedimmten Stationslichter der anderen Klinikseite, die die dunklen Silhouetten der Bäume im Gegenlicht noch finsterner erscheinen ließen.

Langsam setzte Anna einen Fuß vor den anderen und strengte alle ihre Sinne an, so gut sie konnte. Plötzlich hörte sie etwas – das typische »Wuuuh« der Infizierten, wenn auch in einer sehr kraftlosen, beinahe leidend klingenden Form. Die Entfernung war schlecht abzuschätzen, doch sie

vermutete, dass die Geräuschquelle nicht weit weg war, also verlangsamte sie ihr Tempo noch weiter.

Sie schlich an den Büschen entlang, möglichst bemüht, keinen Laut zu machen. Dabei blickte sie immer wieder fieberhaft um sich. Sie war sich sicher, eine ganz deutliche, bedrohliche Präsenz in ihrer Nähe zu spüren und war aufs höchste angespannt. Ihre Panik entlud sich in einem heftigen Zucken, als es im Unterholz hinter ihr laut krachte. Aus dem Augenwinkel nahm sie eine dunkle Gestalt wahr und wählte die Flucht nach vorne – sie fing an zu rennen.

Links und rechts klatschten ihr Äste und Blätter ins Gesicht und in die Seiten, sie strauchelte über eine Wurzel, fing sich aber im letzten Moment. Das von Tau feuchte Gras war glitschig, stabilere Halme peitschten ihre Füße und Unterschenkel und herumliegende Steine pieksten ihr in die Füße. Es war ein regelrechter Spießrutenlauf, doch am meisten machte Anna ihre Konstitution zu schaffen – ihr Gleichgewichtssinn war im Eimer, obwohl sie ihn in dieser Situation dringend gebraucht hätte. Sie hatte ein Gefühl, als würde sich ihr der Magen umdrehen und plötzlich schienen Himmel und Erde die Plätze zu tauschen. Der Boden raste einfach so auf sie zu und sie schlug auf – wenn auch weniger hart, als sie gedacht hätte. Sie war auf etwas Weiches gefallen – einen weichen, kalten Körper.

Anna schlug die Augen auf und zwang sie,

sich scharfzustellen, was für einen weiteren Schock sorgte: Sie blickte genau in die leeren, starren und blutrot unterlaufenen Augen eines der Erkrankten. Wie vom elektrischen Schlag getroffen zuckte sie zurück und rutschte mit dem Hintern auf den Boden, doch dann bemerkte sie das klaffende Loch neben den beiden kalten Augen. Sie war auf eine Leiche gefallen.

Doch dann spürte sie eine Berührung an ihrem Unterarm, erst ein leichtes Kitzeln und dann einen brutalen Druck. Fingerspitzen hatten nach ihr getastet und dann hart zugepackt. Sie wirbelte herum und sah dann ein bekanntes Gesicht: Erik.

Er lehnte mit dem Rücken an einem Baumstamm, der Kopf hing schief und auch er schien Mühe zu haben, auf Anna zu fokussieren. Blut lief ihm aus dem Mundwinkel.

Anna wollte etwas sagen, doch wortlos riss er an ihrem Arm, so dass sie vornüberkippte, während er seine MP nach oben schwenkte, die vorher in den Schatten verborgen gewesen war. Er betätigte den Abzug und feuerte eine Dreiersalve über Annas Kopf. Ihre Ohren klingelten, als der Infizierte, der sie verfolgt hatte, tödlich getroffen neben ihr auf den Boden krachte. Eriks Augen verfolgten ihn mit mattem Blick, er zielte auf den Kopf und drückte noch einmal ab – doch außer einem Klicken passierte nichts. Die Waffe war leer. Unruhig suchten seien Augen nach Anna, er öffnete den Mund um etwas zu sagen – doch außer

einem Blutschwall kam nichts heraus. Er schoss die Augen und kippte leblos vornüber.

Anna war dankbar, dass er ihr Leben gerettet hatte, doch wieder waren ihre Gefühle wie in Watte gepackt. Sie wusste sowieso nicht, was sie hätte tun sollen. Also ließ sie die drei Leichen so liegen, wie sie waren und eilte weiter in Richtung des Observationsbereiches, dessen breite Glasfront sie nun schon sehen konnte.

Wenig später hatte Anna den großen Raum mit seinen nun milchig getönten Scheiben durchquert und erreichte die Sicherheitsschleuse, die immer noch ordnungsgemäß in Betrieb zu sein schien. Nachdem sie eingetreten war, schloss sich die Tür hinter ihr und die Ventilatoren liefen an.

»Sicherheitsstufe 3 – Notfall«, verkündete die Computerstimme. »Bitte verifizieren Sie Ihre Zugangsberechtigung innerhalb von 30 Sekunden«, mahnte sie und ein Countdown erschien auf dem Display.

Anna hob ihr rechtes Handgelenk, an dem die Smartwatch befestigt war, aber die Muskeln gehorchten kaum noch. Sie schaffe es nicht, die Uhr in Position zu bringen. Die Sekunden zählten weiter herunter und Anna fragte sich, was passieren würde, wenn sie bei null ankamen? Vermutlich würde sich die Schleuse dauerhaft verriegeln und damit würde sie nicht an das Gegenmittel kommen – was ihren Tod

bedeuten würde.

Sie nahm ihre linke Hand zur Hilfe, doch ihr rechter Arm war inzwischen so steif, dass sie sehr viel Kraft aufbringen musste. Endlich schaffte sie es, die Uhr in die Höhe der Kamera zu bringen und kurz erschien der Fortschrittsbalken für die Auswertung des QR-Codes, doch dann wurde ihr der Arm zu schwer und sackte wieder nach unten.

»Lesefehler«, sagte die emotionslose Computerstimme, »15 Sekunden verbleiben«.

Ungläubig schaute Anna zur Decke, wo sich der Lautsprecher befand, aus dem die nörgelnde Stimme kam. Sie atmete tief durch und versuchte ungeschickt, sich mit der Linken die Uhr vom Handgelenk zu ziehen. Den Verschluss bekam sie nicht auf, also zerrte sie einfach wie eine Wilde an dem Band, das tief in ihre Haut schnitt, bis das Blut zum Vorschein kam. Mit einem Wutschrei tat Anna einen letzten Ruck und endlich sprang irgendein Metallteil vom Verschluss ab, die Uhr war frei.

»Noch 10 Sekunden verbleiben«, verkündete die eiskalte Stimme. Anna riss ihre linke Hand hoch, in der sie das lädierte Armband hielt, doch aufgrund ihrer Sehstörungen schätzte sie die Entfernung falsch ein. Als ihre Hand gegen die Glasplatte des Scanners knallte und die Uhr in hohem Bogen durch die Schleuse flog, begriff sie, dass sie ihr dreidimensionales Sehvermögen verloren hatte. Die Erinnerung, wie Herr Lobrecht bei seinem Angriff auf

sie gegen die Glasscheibe gerannt war, zuckte ihr durch den Kopf.

Doch sie hatte jetzt beim besten Willen keine Zeit für Details – sie musste sich beeilen und schaute sich hektisch um. Das blaue Armband der Uhr musste doch leicht zu finden sein, selbst wenn man nur unscharf und zweidimensional sah! Vom Abprallwinkel her vermutete sie, dass das Gerät in der gegenüberliegenden Ecke der Schleuse liegen musste, doch sie konnte es nicht sehen. Als sie einen kleinen Schritt nach vorne machte, spürte sie etwas an ihrem Fuß – die Uhr! Sie musste von der gegenüberliegenden Wand abgeprallt sein und direkt wieder bei ihr gelandet sein. So schnell es ging, bückte sie sich und hob das Gerät auf, und sofort fuhr ihr ein kräftiger Schreck durch die Glieder: Das Display war zersprungen und sah aus wie ein Spinnennetz!

In ihrem Kopf stieß Anna die derbsten Flüche in Richtung der amerikanischen Designer aus, die dieses Produkt zu verantworten hatten. »5 Sekunden verbleiben«, mahnte die Computerstimme und Anna hielt mit zitternden Händen das Display der Uhr an den Scanner.

»Lesefehler«, bestätigte die Computerfrau Annas Befürchtung, dass der QR-Code durch die Sprünge nicht mehr zu erkennen war. »Zeittoleranz überschritten. Bitte warten Sie auf das Eintreffen der Sicherheitskräfte«, lautete die nüchterne Konsequenz,

die durch das Schließen zweier silberner Manschetten, die sich mit einem lauten Klacken um die Tür legten, unterstrichen wurde.

Anna fuhr erschrocken herum und drückte gegen die Tür, die sich natürlich keinen Millimeter bewegte. Auf Sicherheitskräfte warten bedeutete für sie, auf den Tod zu warten – war dieser zwei Quadratmeter große Glaskasten nun ihr Schneewittchensarg? Panik und Wut brachen über sie herein und in einer Kurzschlusshandlung zog sie die Pistole und feuerte auf die Scheibe, die sie vom Laborbereich trennte.

Mit einem ohrenbetäubenden Widerhall und einem »Zing« prallte die Kugel ab, nicht einmal in der Lage, dem Material einen Kratzer zu verpassen, und zischte durch die Schleuse. Zu Annas großer Erleichterung wurde wenigstens nicht sie selbst getroffen, sondern die Kugel schlug in eine Schalttafel, aus der Funken sprühten.

»Unerlaubte Systemmanipulation«, konstatierte die unsichtbare Stimme »Abwehrmassnahme wird eingeleitet.«

In böser Erwartung schaute Anna nach oben, als sie ein Zischen aus Richtung der Lüfter hörte. Ein bläulich gefärbter Rauch strömte aus, diesmal war es jedoch keine Brise, wie das Desinfektionsmittel zuvor, sondern ein wahrer Nebelschwall. Hektisch rüttelte Anna an der Tür, doch sie bewegte sich keinen Millimeter. Sie japste nach Luft, schluckte dabei aber

nur eine ordentliche Portion des Gases und der Geschmack verpasste ihr eine Gänsehaut – ihr ganzer Körper schien sie warnen zu wollen, dass dies der gleiche Stoff war, wie das Betäubungsmittel aus den Injektoren.

Anna hielt die Luft an, auch wenn sie wusste, dass es sinnlos war – die Tür ließ sich nicht öffnen und früher oder später würde sie einatmen müssen.

Anna sank auf die Knie und schloss die Augen. Wahrscheinlich wäre es das Beste, sie würde sich einfach ihrem Schicksal fügen und tief ein- und ausatmen. Dann würde sie einschlafen und wahrscheinlich nie wieder aufwachen. Doch plötzlich ertönte ein Klacken und ein pneumatisches Zischen – die Tür öffnete sich in Richtung des Labors.

Anna öffnete die Augen und drückte ihren Kopf gegen den Spalt, der sich langsam öffnete und atmete tief die saubere Luft ein. Mühsam verdrehte sie die Augen und schaute nach oben, wo sich durch den sich langsam verziehenden Nebel eine dunkle Silhouette abzeichnete.

»Gegenmaßnahme aufgehoben, Autorisierung: Stein, Professor, J.«, verlautbarte die Stimme emotionslos Annas aufgeschobene Hinrichtung. Sie kroch zitternd aus der Schleuse und brach dann unter lautem Husten zusammen. Der Professor schaute sie strafend an und sie erkannte, dass er seine silberne Pistole auf sie richtete. Er machte einen Schritt an ihr vorbei in die Schleuse,

hob ihre Waffe auf und steckte sie ein. Dann packte er Anna mit der freien Hand am Oberarm und zog sie hoch.

»Mitkommen!«, herrschte er sie an und zerrte sie in Richtung seines Labors.

Dort angekommen ließ der Professor Annas Arm los und sie konnte sich nicht aus eigener Kraft auf den Beinen halten. Sie schlug hart auf die Knie auf, spürte aber kaum noch irgendwas. Sie ließ sich auf den Hintern fallen und lehnte sich an einen der silbernen Metallschränke, während der Professor an einen Tisch ging, wo er seine Pistole ablegte und die von Anna aus dem Kittel zog. »Wissen Sie eigentlich, was Sie angerichtet haben, Anna?«, knurrte er, als er das Magazin herausnahm und die Patronen eine nach der anderen herausdrückte, so dass sie klackernd auf den Boden fielen. Er drehte sich um und starrte sie mit hasserfülltem Blick an. »Wissen Sie das?«, brüllte er, wobei er den Schlitten der Pistole zurückzog, so dass auch die Kugel im Lauf in hohem Bogen heraussprang.

Anna versuchte, ihren Blick auf ihn zu fixieren. »Alkohol!«, krächzte sie schließlich. Der Professor schaute sie fassungslos an, also deutete sie schwach auf ihren Hals und gab ihm mit einer Geste zu verstehen, dass sie nicht sprechen konnte. »So weit ist das Virus also schon«, spottete der Professor und drehte sich zum Tisch um, wo für eine für seine

Verhältnisse durchaus chaotisch anmutende Ansammlung von Gegenständen lag. »Gut, dass ich sowieso dabei war, mich zu betrinken!«, sagte er und griff sich die angebrochene Flasche MacLachlan, die er offenbar mitgenommen hatte. »Sie haben mein Lebenswerk zerstört!«, jaulte er mit Tränen in den Augen, als er Anna mit einer ruckartigen Bewegung die offene Flasche vors Gesicht hielt.

Anna ergriff sie mit zitternder Hand und spülte sich mit dem ersten Schluck den Mund aus, bevor sie den edlen Whiskey hinunterstürzte wie eine Limonade. »Das reicht!«, schrie der Professor und entriss ihr die Flasche, woraufhin er sich selbst einen kräftigen Schluck genehmigte.

»Ihr Lebenswerk ... ist Massenmord!«, brachte Anna mit Mühe hervor, spürte allerdings schon, wie sich ihre verkrampfte Zunge löste.

»Pah, Mord! Ich nenne das Gerechtigkeit! Wir haben es einzig und allein auf Kriminelle abgesehen!«

»Kriminelle«, lachte Anna sarkastisch, »... gibt... viele Gründe, Drogen zu nehmen ... auch medizinische.«

»Aber solche Leute hätten sich ja nicht infiziert! Wir wären ja diejenigen gewesen, die unseren Stoff auf den Markt bringen! Damit hätten wir genau die richtigen getroffen!«

Anna schüttelte den Kopf. »Sie können ... die Konsequenzen ... doch gar nicht absehen«, murmelte sie.

»Oh doch!«, brüllte Stein mit sich überschlagener Stimme, »Wir hatten alles unter Kontrolle! Es lief alles nach Plan!«

»Wenn du... Gott zum Lachen bringen willst«, grinste Anna schwach, »mache einen Plan!«

Der Professor warf ihr einen tödlichen Blick zu und nahm dann noch einen Schluck aus der Pulle.

»Es ist alles Ihre Schuld!«, brüllte er und schmiss die Flasche dann auf den Boden, wo sie in tausend Scherben zersprang.

»Meine Schuld?«, platzte es aus Anna heraus. Jetzt konnte sie nicht mehr anders, als in ein kehliges, krächzendes Gelächter auszubrechen. Der Professor musterte sie, als hätte sie den Verstand verloren. »ICH bin hier das Opfer!«, warf sie ihm an den Kopf.

»Und das schon seit meiner Kindheit«, fuhr sie mit einer neugewonnen Energie fort, die Professor Stein überraschte. Der Alkohol und die Wut, die in ihr hochkochten, lockerte Annas Zunge.

»Meine Mutter war Alkoholikerin, hat mich vernachlässigt und sich dann totgesoffen«, prustete es aus ihr heraus, während ihre Augen feucht wurden. »Als Kind von so einer Frau wurde ich stigmatisiert, von einer Einrichtung in die andere gereicht, von einem Betreuer zum anderen.« Ein Kloß schwoll in ihrem Hals an. »So früh ich konnte, habe ich selbst angefangen zu saufen, um alles zu vergessen, um die Panikattacken und Depressionen loszuwerden... dann habe ich versucht, mich umzubringen, und das

hat mir erst die Augen geöffnet. Vor fünf Jahren war das, seitdem lebe ich clean und trocken, ein ganz einfaches Leben in meiner eigenen Welt. Und dann kommen SIE und nehmen mir alles was ich habe, dieses kleine bisschen Leben, einfach wieder weg!«

Professor Stein schaute sie zerknirscht an, seine normalerweise extrem blasse Gesichtshaut hatte sich etwas gerötet. »Wir haben uns in ihnen getäuscht, Anna... ICH habe mich getäuscht«, sagte er mit entschuldigend klingendem Tonfall. »Aber genau deswegen haben Sie alles kaputt gemacht.«

Anna schaute ihn verblüfft an. »Das Virus soll sich nur bei Kontakt mit chemischen Drogen aktivieren – das hat bei Ihnen nicht funktioniert.«

»Das funktioniert aber auch sonst so gut wie gar nicht«, krächzte Anna aufgebracht, »ich habe gesehen, dass die Kranken durch ihre Bisse sogar Wachleute angesteckt haben – und die waren innerhalb von ein paar Stunden auf dem höchsten Aggro-Level!«

Der Professor nickte. »Das liegt daran, dass sich das Virus wie gesagt im Körper entwickelt. Bei einer solchen Ansteckung wird dann direkt die Endstufe weitergegeben.«

»ANSTECKUNG nennen sie das? Die Leute werden erst halb totgebissen und verwandeln sich dann in Amok-Zombies!«

Professor Stein schüttelte defensiv den Kopf. »Wie gesagt, das war alles nicht so gedacht. Wir

haben nicht verstanden, warum es nicht so funktioniert. Dem ist leider auch ihr Freund, Herr Kämper, zum Opfer gefallen.«

Ein Schmerzensstich bohrte sich in Annas Herz, gefolgt von einer Welle der Übelkeit. Sie wäre Stein am liebsten an die Gurgel gesprungen, doch sie schaffte es nicht einmal, aufzustehen. Sie ließ sich auf die Seite fallen und rollte sich dann auf den Bauch, um sich hochzudrücken, doch sie schaffte es nicht. Schwer atmend zischte sie ihn an: »Sie haben ihn umgebracht!«

Der Professor wiegelte ab, indem er seine Handflächen hob. »Beruhigen Sie sich, Anna. Es ist nicht so, wie sie denken. Er hat das Narkosemittel nicht vertragen, das ihm verabreicht wurde, als er handgreiflich geworden ist.«

Anna hatte sich in der Zwischenzeit wieder in eine sitzende Position manövriert. »Trotzdem würde er ohne ihre beschissene Gottfantasie jetzt noch leben!«, keuchte sie.

Wieder schüttelte Stein den Kopf. »Ich wollte das alles ganz in Ruhe ausarbeiten, aber Roman ... Doktor Beckmann ... ist leider weit über das Ziel hinausgeschossen. Er war zu ungeduldig, weil es bei Ihnen nicht funktioniert hat ... er ist regelrecht außer Kontrolle geraten und hat gegen meinen Willen auf eigene Faust den Erreger immer weiter verschärft, bis Sie auch endlich darauf angesprochen haben.«

»Das bedeutet also, dass es jetzt bei jedem

wirkt – auch Leuten, die genausowenig chemische Drogen genommen haben, wie ich!«, folgerte Anna wütend.

Professor Stein nickte. »Und jetzt ist es da draußen.«

»Wie, jetzt ist es da draußen?«, fragte Anna mit weit aufgerissenen Augen.

»Es wurde quasi die gesamte Belegschaft infiziert, also zumindest der Teil, der die Angriffe überlebt hat. In einem Moment menschlicher Schwäche hat jemand die Haupttür geöffnet, trotz der Quarantäne. Eine unbekannte Anzahl von aggressiven Erkrankten hat das Gebäude verlassen.«

Anna starrte ihn fassungslos an, während der Professor betreten zu Boden schaute und geistesabwesend den Kopf schüttelte. »Es tut mir leid«, sagte er kaum hörbar.

In Annas Kopf rasten die Gedanken. »Aber... aber Sie können es doch noch aufhalten«, sagte Sie schließlich. »Sie können sogar immer noch der Held sein, der Sie sein wollen... indem Sie diese Krankheit besiegen! Doktor Beckmann hat doch auch ein Gegenmittel... und niemand weiß, dass das Virus hier überhaupt erst erzeugt wurde!«

Professor Stein musterte sie nachdenklich. »Sie haben recht...«

Er schluckte. »Aber leider können wir uns es dann nicht erlauben, Zeugen zu hinterlassen. Langsam griff er nach seiner Pistole. Annas Pupillen

weiteten sich, sie streckte die Hand nach ihm aus. »Warten Sie!«, rief sie, was dem Professor ein mitleidiges Lächeln entlockte. »Ernsthaft«, fügte Anna hinzu, »Sie müssen doch erst mal ausprobieren, ob das Gegenmittel überhaupt funktioniert!«

Ruckartig richtete der Professor sich auf, wobei er die Waffe wieder auf den Tisch legte. Urplötzlich agierte er wieder wie der Vollblut-Mediziner, der er sonst war. »Richtig, wir müssen die Killerzellen vom Typ T-26 mit Romans Mutatoren kombinieren.« Seine Gesichtszüge entglitten ihm. »Aber das bedeutet, wir müssten ins Kühlhaus...«

Anna schüttelte den Kopf. »Ich habe das Zeug dabei.« Sie kramte eine der Ampullen aus ihrer Kitteltasche und hielt die Lösung in die Luft. Professor Stein schaute sie mit einer Mischung aus Anerkennung und Erleichterung an, dann zog er ein silbernes Gerät näher an die Tischkante heran. »Geben Sie her, wir müssen die beiden Lösungen in der Zentrifuge mischen, dann können wir es in einen Injektionsgeber –«

»NIEMALS!«, donnerte eine Stimme durch den Raum. Es war Doktor Beckmann, der durch die Seitentür hereingekommen war. »Roman«, sagte Professor Stein verdutzt.

»Ich werde nicht zulassen, dass du Mama verrätst«, bellte der Doktor mit sich überschlagender Stimme. »Darum geht es doch schon lange nicht mehr«, konterte der Professor und Beckmann starrte

ihn in rasender Wut an.

»Meinen Sie wirklich, Ihre Mutter hätte das gewollt«, warf Anna in die angespannte Stille.

»DU hältst die Fresse, du Schlampe! Das ist alles deine Schuld!«, brüllte der Doktor und reckte drohend seinen Zeigefinger in Annas Richtung. »Das höre ich in letzter Zeit öfter«, sagte Anna halblaut, bevor sie ihre Stimme erhob: »Dabei bist DU doch der durchgeknallte Psycho, der einen Zombie-Virus erfunden hat – und deswegen hast DU jetzt auch noch deinen eigenen Bruder auf dem Gewissen!«

»DU VERDAMMTE DRECKSSCHLAMPE!«, brüllte Beckmann und riss seine Hand hoch, die er in seiner Kitteltasche versteckt gehalten hatte. Nun hielt er einen Injektionsgeber drohend in die Luft und der Professor erkannte, dass er ihn mit einer roten Lösung geladen hatte. »Ist das Letalin?«, japste er. Doch es war etwas ganz anderes, das ihm in diesem Moment die Luft aus den Lungen presste, als hätte ihm jemand gegen die Brust getreten. Hatte Anna recht, dass Alexander – zugegebenermaßen sein Lieblingssohn – tot war wegen dieser ganzen Katastrophe?

»Keine Bewegung, Roman!«, rief der Alte und riss seine Pistole hoch. Doktor Beckmann erstarrte wandte den Blick von Anna ab und drehte sich langsam in Richtung seines Vaters um.

»Alex ist tot?!?«, rief der Professor mit Tränen in den Augen. Beckmann nickte, wobei er es nicht

fertig brachte, seinem Vater in die Augen zu sehen. »Er ist von einer ganzen Salve Kugeln getroffen worden, aus einer MP, schätze ich«, murmelte er. »Wahrscheinlich ist er infiziert worden und Erik oder Pierre hat ihn dann erledigt.«

»Aber ... mein Alex, mein Alexander ...«, stammelte der Professor, während ihm das Wasser wie aus Sturzbächen über die Wangen lief.

»Willst du etwa, dass er umsonst gestorben ist?«, keifte Beckmann ihn an. »Wir müssen Mama rächen und diese unwürdigen Existenzen vom Angesicht der Erde fegen!«

Die Hand von Professor Stein zitterte, er wollte etwas sagen, bekam aber kaum ein Wort heraus.

»Ja, heul' du nur um deinen verschissenen Alex«, tobte Beckmann, »ihn hattest du ja immer lieber als mich, das ist mir vollkommen klar! Und weißt du was: deswegen liebe ich Mama auch über alles! SIE hat mich aufgenommen, wie ihren eigenen Sohn, das was du nie konntest, obwohl ich *dein* leiblicher Sohn bin! Nie hast du zu mir gestanden, nicht mal deinen edlen Namen durfte ich tragen!«

»Roman...«, stammelte sein Vater, doch Beckmann war noch nicht fertig. »Deswegen KÖNNT ihr mich alle mal, von mir aus könnt ihr alle verrecken! Vielleicht hast du es ja immer noch nicht gerafft, aber Alex ist der Verräter! Er war der gottverdammte Saboteur!«

Über diese Information erschrak Anna ebenso wie der Professor, oder vielleicht sogar noch mehr – es war also Stein gewesen, der ihr die ganzen Hinweise zukommen lassen hatte? Hatte er deswegen auch den Professor und seine Leibwächter weggelockt, damit sie die Wohnung des Professors erkunden konnte ... oder zumindest, um sie davor zu bewahren, den Alkohol zu trinken, der die Aktivität der Viren beschleunigt hatte? Sie schluckte – dann hatte er wahrscheinlich auch nur mit ihr reden wollen, als sie ihm die Schere in die Hand gerammt hatte, was letztendlich zu seinem Tod geführt hatte!

»Dann... dann hat er das getan, um dich aufzuhalten! Du bist zu weit gegangen Roman, viel zu weit! Weißt du, wie viele Menschen heute Nacht schon gestorben sind?«

»Und es werden noch viel mehr werden«, geiferte Beckmann, »jeden einzelnen Toten widme ich Mama! Wenn sie nicht mehr lebt, sollen von mir aus alle anderen auch sterben!«

»Du ... du Monster«, stammelte Professor Stein und reckte die Pistole wieder mit Nachdruck in Richtung seines Sohnes. »Ja drück doch ab, du wolltest mich doch eh nie haben«, schrie der ihn an, »aber ich wette, auch dazu bist du zu feige, du bist doch einfach nur eine absolut armselige Kreatur«, provozierte Beckmann ihn, »sonst hätte Mama dich auch nicht betrogen!«, schloss er mit einem Donnerschlag, der seinen Vater mitten ins Herz zu

treffen schien, denn für einen Moment hörte er auf zu zittern und erstarrte wie vom Blitz getroffen.

Er betätigte den Abzug seiner Pistole.

Klick.

Während auch Doktor Beckmann die Luft wegzubleiben schien, zuckte Anna erschrocken zusammen. Sie erinnerte sich, wie sie die Pistole des Professors gefunden und aus einer Intuition heraus die Kugeln aus dem Magazin genommen hatte. Offensichtlich hatte er es nicht bemerkt und die Waffe seitdem auch nicht mehr kontrolliert. Seinem Sohn quollen inzwischen beinahe die Augen heraus und sein Gesicht färbte sich puterrot.

»Du willst mich umbringen? Deinen eigenen Sohn!«, schrie er aus voller Kehle, während der Professor in Panik eine Schublade aufriss und darin herumwühlte, wobei er den Blick immer wieder hektisch auf Doktor Beckmann zurückschnellen ließ. Endlich hatte er gefunden, was er suchte, und riss eine rechteckige Pappschachtel hoch. Doch in diesem Moment stürzte der wutschnaubende Doktor auch schon auf ihn los, den Injektionsgeber hoch erhoben. Professor Stein versuchte, ihn mit den Unterarmen abzuwehren, aber gegen den massigen Körper seines Sohnes hatte er keine Chance. Die beiden krachten gegen die Wand, wobei die Schachtel aus der Hand des Professors in hohem Bogen durch die Luft flog und an einer Tischkante zerschellte. Mit lautem Geklacker prasselte ein Regen aus kleinkalibriger

Munition auf den blankpolierten Boden. Er wäre sowieso nicht mehr zum Nachladen gekommen, denn wie vom Teufel besessen rammte sein Sohn ihm immer wieder die Nadel des Injektionsgebers in den Hals. Es war unmöglich zu sagen, ob die herumspritzende, rote Flüssigkeit nun Blut war oder das Serum aus der geladenen Ampulle.

Immer noch kämpfte Professor Stein gegen diese Angriffe an, doch Doktor Beckmann war einfach viel stärker und auch die Angst und Ausweglosigkeit der Situation schien dem Professor eine ernstzunehmende Gegenwehr sehr zu erschweren. Tränen liefen seine Wangen hinunter und er wimmerte nur noch vor sich hin: »Roman, hör auf, was machst du denn...«, glaubte Anna zu hören, während sie krampfhaft versuchte, sich aufzurichten, doch sie konnte die Augen kaum von dem brutalen Geschehen losreißen. Schließlich ging ein Zucken durch den Körper des Professors und er sackte ein Stück weit in sich zusammen, die Kraft seiner Arme erschlaffte komplett und mit einem weiteren Wutschrei rammte sein Sohn ihm den Injektionsgeber in den Hals. »Jetzt verreck' endlich, du alte Sau!«, grölte er und Anna konnte es kaum mit ansehen. Beckmann drückte ab und die restliche rote Flüssigkeit wurde in die Blutbahn des Professors geschossen, der daraufhin zuckend völlig zusammenbrach und mit weit aufgerissenen Augen, nach Luft schnappend auf dem Boden liegenblieb.

Auch Anna japste, als Doktor Beckmann sich langsam aufrichtete, scheinbar von einer Realisation überkommen, was er getan hatte. Er atmete ein paarmal tief durch und Anna wusste schon, was jetzt kommen würde. Beckmann wandte sich ihr mit rot unterlaufenen Augen zu und brüllte: »Das ist alles deine Schuld, du Schlampe!«

Schnaubend machte er einen Schritt in Annas Richtung, die nun ihre letzten Kraftreserven zusammennahm. Sie drückte sich gegen ein Tischbein gelehnt nach oben und griff sich das erstbeste Wurfgeschoss, das sie in die Finger bekam – einen dicken Glasbehälter mit einer klaren Lösung darin. Sie holte aus und schleuderte ihn mit voller Kraft dem Doktor entgegen, und traf ihn tatsächlich genau an der Stirn. Beckmann taumelte zur Seite, während das Glastrumm stumpf abprallte und schließlich auf dem Boden aufschlug, wo es zerbrach.

Anna nutzte derweil den Schwung ihrer Wurfbewegung, um sich selbst nach vorne zu katapultieren. Als Beckmann sich noch die Stirn rieb, um wieder zur Besinnung zu kommen, machte sie einige wackelige Schritte auf die andere Seite des Raumes, wo Stein ihre Pistole abgelegt hatte. Kaum hatte sie die Waffe in der Hand, stürzte ihr auch der Doktor schon wieder entgegen, doch geistesgegenwärtig schaffte sie es, ihm den Lauf der Waffe durchs Gesicht zu ziehen, was für ihren Gegner

eine kleine Platzwunde bedeutete, die sofort stark zu bluten anfing. Während er herumstolperte und sich die Hand auf die Verletzung drückte, fiel sein Blick auf Steins Revolver. Auch Anna war inzwischen auf die Knie gegangen und tastete hektisch nach den Patronen, die auf dem Boden lagen. Als sich Beckmann ebenfalls daran machte, Munition für seine Waffe zu finden, hatte Anna schon die erste Kugel ergattert. Sie zog den Schlitten der Pistole zurück und ließ sie direkt in den Lauf fallen – doch sie war zu klein! Anna hatte eine von den kleinkalibrigen Patronen erwischt, die überall im Raum verteilt herumlagen. Beckmann bemerkte das und stürmte auf Anna zu. Nun war sie an der Reihe, mit einer Pistole ins Gesicht geschlagen zu werden. Sie bekam den Griff genau auf den rechten Wangenknochen und sah sofort Sterne, auch wenn die Schmerzen dankenswerterweise immer noch stark abgedämpft wirkten. Trotzdem war sie für einen Moment wie paralysiert und fiel auf die Seite, wobei ihr die Pistole in hohem Bogen aus der Hand flog.

Beckmann schnappte sich inzwischen grunzend die Patrone, die sie hatte fallen lassen und lud seine Waffe damit. Grundlos verpasste er Anna dabei noch einen harten Tritt in den Bauch. Sie krümmte sich, als ihr die Luft aus dem Körper gepresst wurde. Ihre Kräfte waren nun komplett verbraucht, sie konnte sich nicht mehr bewegen und auch keinen klaren Gedanken mehr fassen. Sie

starrte stumpf an die Decke, die sie kaum fokussieren konnte, und dann tauchte die ekelhafte Fratze von Beckmann in ihrem Blickfeld auf. Ein dünnes, aber stetiges Rinnsal aus Blut lief ihm die Stirn herunter, er schwitzte, weinte und atmete schwer, wobei sein geifernder Speichel wie ein widerlicher Sprühnebel auf Annas Gesicht niederging.

»Deinen Loverboy fickst du als nächstes in der Hölle!«, verkündete Beckmann, als er die Pistole auf sie anlegte. »Was für ein beschissener Spruch!«, zischte Anna. Sie wusste, dass sie jetzt sterben würde, und der Gedanke traf sie, dass dies nun wohl ihre letzten Worte sein würden. Das gefiel ihr nicht und sie setzte noch an, etwas zu sagen, aber da krümmte sich auch schon Beckmanns Finger um den Abzug.

Bang.

Anna zuckte zusammen – sie hatte den Schuss gehört, aber keine Mündungsfeuer gesehen. Und sie spürte auch keinen Schmerz, nicht mal einen gedämpften. War sie schon tot? Nein, denn plötzlich bemerkte sie, dass das blutige Rinnsal auf Beckmanns Stirn um ein zweites ergänzt worden war. Als er sich mit stark geweiteten Pupillen langsam in Richtung seines Vaters drehte, sah Anna, dass das Blut aus einem kleinen Loch am Rande seiner Schläfe lief. Der Doktor fiel vornüber und schlug mit einem schweren Krachen längs auf den Boden. Anna drehte langsam ihren Körper zur Seite und sah schließlich

Professor Stein auf der anderen Seite des Raumes liegen. Langsam senkte sich sein Arm mit der silbernen Pistole darin.

Eine Welle körpereigener Endorphine jagte durch Annas Blutbahnen, sie war dem Tod noch einmal von der Schippe gesprungen. Mit neu gewonnener Kraft rollte sie sich auf den Bauch und kroch zu ihrem Retter.

»Danke, Professor«, sagte sie schwach und sah, dass dem alten Mann immer noch die Tränen über die Wangen liefen.

»Ich habe alles verloren«, flüsterte er.

Anna nickte stumm, während Stein pfeifend einatmete und plötzlich zusammenzuckte. »Das Virus ...«, stammelte er, »...darf sich nicht weiter ausbreiten... es liegt an Ihnen!«

Anna lächelte schwach. »Ich glaube nicht, dass ich noch viel helfen kann...«, sagte sie leise.

»Sie müssen ... die Zentrifuge ...«, setzte der Professor an, doch die Worte verließen ihn. Er biss die Zähne zusammen, während Anna ihre volle Konzentration auf seine kaum hörbare, brüchige Stimme legte. »Die Killerzellen ... haben Sie ...«, presste er hervor. »Mischen Sie ... mit Gegenmittel ... türkis! Das Gegenmittel ... ist türkis.« Er schaute Anna beschwörend an. »Auf keinen Fall ... andere Farbe, sonst ... Killerzellen ... ihr Immunsystem ...«

Anna nickte. »Dann sterbe ich.«

Professor Stein schaute sie erleichtert an.

»Nur türkis, nickte er und schloss die Augen. »Nur türkis.«

Mit einem letzten pfeifenden Atemzug verließ Professor Stein diese Welt und Anna atmete tief durch. Für einen Moment legte sie ihre Wange auf den kalten Boden und sammelte ihre Kraft. Die Killerzellen in der Zentrifuge mit dem türkisen Zeug von Doktor Beckmann mischen. Ganz einfach. Sie konnte es schaffen. Sie musste es schaffen.

Sie würde es schaffen.

Anna schloss die Augen und konzentrierte sich auf die kühlende Verbindung mit dem Boden, der sie in gewissem Sinne mit dem gesamten Gebäude vernetzte. Sie erinnerte sich an die Situation im Fitnessraum, in der sie geglaubt hatte, die anderen Infizierten auf diesem Wege wahrnehmen zu können, ja sie sogar vor ihrem geistigen Auge zu visualisieren. Doch vielleicht war das nur ein Hirngespinnst gewesen, denn jetzt spürte sie nichts. Oder bedeutete das, dass sie alle tot waren, oder das Gebäude verlassen hatten? Auf jeden Fall redete sie sich ein, dass keine Bedrohung in der Nähe war. Sie musste sich beruhigen und all ihre Energie in diese nächsten Bewegungen stecken. Langsam zählte sie bis zwanzig, wobei sie für jede Zahl einmal komplett und sehr bewusst ein- und ausatmete.

Am Ende dieses Countdowns ging ein Ruck durch Annas Körper, wie ein Roboter richtete sie sich in eine Sitzposition auf, hielt sich an der Tischplatte

fest und drückte sich in einer durchgängigen Bewegung in den Stand hoch. Das war schon einmal gut. Nun konzentrierte sie sich auf die kleine Zentrifuge und machte ein paar große, einigermaßen sichere Schritte auf das Gerät zu. Als sie ankam, glitt ihre Hand wie automatisch in die Kitteltasche, um eine Ampulle mit den Killerzellen herauszufischen. Doch schon als ihre Hand den Stoff erreichte, spürte sie eine Nässe, die sie sofort in höchste Alarmbereitschaft versetzte. War das Glas etwa zerbrochen? Hektisch verdrehte sie ihren Hals, um an ihrem Kittel herunterschauen zu können – tatsächlich war er unten dunkel gefärbt, wie von einer Flüssigkeit durchtränkt, und ihre Fingerspitzen ertasteten kleine, scharfe Scherben!

Anna wurde von einer Welle des Schwindels durchgeschüttelt. Ohne das T-26-Serum war sie so gut wie erledigt. Sie würde es im Leben nicht schaffen, noch einmal zum Kühlhaus zu gelangen, egal ob es auf dem Weg noch irgendwelche Gegenwehr durch Infizierte gab oder nicht. Sie war mit ihren Kräften am Ende. Ihr Körper schrie sie an, dass sie sich ausruhen und schlafen müsse, und sie wusste, was das bedeutete. Sobald sie die Kontrolle verlor, würden die Viren sich in die nächste Phase entwickeln und damit das Kommando über ihre Körperfunktionen übernehmen, wie immer das dann auch aussah.

Obwohl sie spürte, wie ihre Hand von scharfkantigen Glassplittern zerschnitten wurde,

wühlte Anna tiefer in ihrer Tasche – durch zahllose Überreste von Ampullen hindurch und endlich stießen ihre Fingerspitzen auf einen soliden Körper. Anna hielt den Atem an, als sie ihre Hand wieder hervorzog: In ihren Fingern hatte sie eine intakte Ampulle! Erleichtert atmete sie durch, doch dann durchzuckte sie ein weiterer Schreck:

Die Flüssigkeit in der Ampulle war nicht mehr hellblau, sondern grau!

Was war passiert – war der Stoff irgendwie reagiert, oxidiert, hatte sich verändert und dadurch möglicherweise seine Wirkungsfähigkeit verloren? Waren die Killerzellen abgestorben? Wieder musste Anna eine Welle bodenloser Panik abwehren. Sie blinzelte und ließ ihren Blick über die Plastikträger mit den anderen Ampullen schweifen, die um die Zentrifuge herum aufgebaut waren. Der Professor hatte doch von einem türkisen Serum gesprochen – doch die Flüssigkeiten waren alle grau. Manche heller, manche dunkler – aber kein Hauch von Farbe war zu erkennen. Entsetzt riss Anna ihre blutüberströmten Hände hoch. Sie waren hellgrau, überzogen mit dunkelgrauen, fast schwarzen schrammen. Sie schaute sich hektisch um, der ganze Raum war frei von Farbe. Es war ihr lange nicht aufgefallen, da in der Klinik silber- und weißtöne die Inneneinrichtung dominierten, doch nun wurde ihr klar, dass auch die normalerweise tiefblauen Leisten an den Wänden ihr nur noch dunkelgrau erschienen.

Anna drückte sich die Hände ins Gesicht und rieb sich die Augen. Was war nur geschehen? Ihr fiel wieder ein, dass sich ihre Fähigkeit, um Dunklen zu sehen, immer weiter verbessert hatte. Sie wusste, dass die Netzhaut mit sogenannten Stäbchen und Zapfen bedeckt war – die einen registrierten vor allem Helligkeiten und funktionierten besser im Dunklen, sie waren vor allem in den Außenbereichen der Netzhaut angesiedelt. Die anderen ermöglichten das Farbsehen und waren direkt hinter der Pupille am dichtesten. Anscheinend hatte das Virus dazu geführt, dass die Stäbchen sich massiv vermehrt, aber dafür die Zapfen verdrängt hatten?

Medizinisch war das sicher eine sehr interessante Fragestellung, doch dafür hatte Anna in diesem Moment überhaupt keinen Sinn, denn es ging um Leben und Tod. Um genau zu sein, ging es eigentlich um drei Möglichkeiten – Leben, Tod oder Zombie, in Ermangelung eines passenderen Begriffs. Wieder versuchte Anna sich vorzustellen, was passieren würde, wenn sie dem Virus nachgäbe. Waren die Kranken Geiseln ihrer eigenen Körper und mussten vielleicht in ihrem Bewusstsein diese grässliche Raserei, das Töten und Infizieren miterleben, ohne auch nur im geringsten eingreifen zu können? Oder war ihre Persönlichkeit einfach ausgelöscht und es existierten nur noch diese rasenden, triebgesteuerten Monster?

Beides waren unangenehme Vorstellungen,

doch in einer Hinsicht machten sie Anna ihre Entscheidung leichter. Sie wusste, wenn sie die Killerzellen mit dem falschen Serum mischte, würde sie sterben. Wenn sie das richtige erwischte, würden die Viren abgetötet und sie würde mit etwas Glück die komplette Kontrolle über ihren Körper erhalten und zu sich selbst zurückfinden. Ohne eine Injektion, wenn sie sich nun einfach hinlegen und schlafen würde, wie ihr Körper es ihr mit jeder Faser zuschrie, würde sie zu einer der Infizierten werden.

Und das wollte sie auf gar keine Fall.

Dann lieber sterben.

Mit stark geweiteten Pupillen ließ Anna ihren Blick über die aufgereihten Ampullen schweifen. Sie konnte kaum etwas erkennen und seufzte. Ersteinmal schob sie die gerettete Dosis Killerzellen in eine der Öffnungen des Gerätes. Dann stützte sie sich gegen die Tischkante und beugte sich weit vor, um die Ampullen aus nächster Nähe in Augenschein zu nehmen. Sie sah immer noch unscharf, die kleinen, mit undefinierbarer Ärzteschrift bekrakelten Etiketten konnte sie beim besten Willen nicht entziffern. So blieben nur die Farben, oder besser gesagt, die daraus resultierenden Graustufen. Ein Türkis musste als Grauton relativ hell sein, dachte sie sich. Auf jeden Fall heller als ein tiefes blau oder ein kräftiges rot. Dadurch konnte sie schon einmal ein paar der Ampullen ausschließen, die ihr eher mittelgrau erschienen. Doch was war mit den helleren – was war

mit gelb und grün, wie würden diese sich von türkis unterscheiden? Sie wusste es nicht. Und sie spürte, dass ihr nicht mehr viel Zeit blieb – ihr Sichtfeld schien sich immer mehr zu verengen, die Finger wurden zittriger, die Knie weicher.

»Scheiß drauf«, dachte Anna sich trotzig und griff sich eine der Ampullen. Sie hielt sie sich vors Gesicht, drehte sie hin und her. Sie hatte ihre Entscheidung getroffen. Nein, doch nicht. Sie ließ den Glaskolben fallen, schnappte sich einen anderen aus dem Trägerregal und drückte diesen ohne weitere Zeit zu verlieren in eine der Öffnungen der Zentrifuge. Alles oder nichts. Ihr Blick wanderte über das Bedienpult des Geräts, ein paar Lämpchen und Anzeigen leuchteten schwummrig vor sich hin, doch sie musste sich einfach sagen, das die momentanen Einstellungen schon für das passen würden, was sie vorhatte – der Professor hatte jedenfalls nichts weiter über den Prozess des Mischens gesagt. Sie drückte den deutlich hervorgehobenen Startknopf und sah zu, wie das Gerät langsam anfang sich zu drehen und immer schneller wurde.

Ihre Knochen wurden immer schwerer, das Surren und die schnelle Bewegung der Arme des Geräts hatte etwas hypnotisches. Es erinnerte sie an eine Küchenmaschine und Anna dachte daran, wie unendlich lange es ihr immer vorkam, bis eine Scheibe Brot schön knusprig war, wenn sie dabei die ganze Zeit auf den Toaster starrte. Sie hätte so

liebend gerne für einen Moment die Augen geschlossen, doch sie wusste, dass das ihr Ende sein konnte.

Endlich begann der schrille Ton der Zentrifuge sich zu senken und zu einem Brummen zu werden, während die Arme ausliefen. Ungeduldig ging Anna mit der Hand dazwischen, stoppte die auslaufende Bewegung und griff sich den Glaskolben mit dem entstandenen Gemisch. Sie drückte die Ampulle in einen sauberen Injektionsgeber, der frisch desinfiziert auf dem Tisch lag – Rückstände von Doktor Beckmanns tödlichem Gemisch wollte sie sich nun wirklich nicht verabreichen.

Ihre Finger fest um den Griff des Geräts geklammert rutschte Anna zu Boden. Sie atmete einmal tief durch – sie wusste, jetzt war nicht die Zeit, um zu zögern. Jeder Aufschub konnte bedeuten, dass sie es sich anders überlegte oder nicht mehr die Kraft hätte, sich das Serum zu verabreichen. Tödlich oder nicht, alles war besser, als zu so einer grausamen Kreatur zu werden, sagte sie sich, schloss die Augen, setzte sich die Nadel an den Hals und drückte ab.

Der Schock der explosionsartig ausgeführten Injektion war wieder einmal überwältigend. Am ganzen Körper zitternd klatschte Annas Hand auf den Boden, die leere Ampulle im Injektionsgeber zerschellte auf der kalten Oberfläche. Ein lähmender Krampf breitete sich vom Hals über Kopf und Schultern, ihre Brüste, den Rücken und in ihren

Unterleib aus. Als diese befremdliche und furchteinflößende Empfindung ihre Oberschenkel erreichte, spürte sie schon nichts mehr. Mit letzter Kraft und so vorsichtig es ging rollte Anna ihren Rumpf Wirbel für Wirbel auf den Boden ab, bis auch ihr Hinterkopf glatt auflag.

Sie atmete tief durch. Diesen Teil hatte sie also geschafft, und nun war alles egal. Sie war taub, stumm, blind, spürte nichts mehr. Noch einmal atmete sie ein. Atmete aus. Dunkelheit umfing sie und sie spürte, wie ihre Seele eine Art Schwebezustand einnahm. Sie war erfüllt von einer Balance aus reiner Angst und purer Hoffnung. Sie wusste nicht, ob sie leben oder sterben würde, doch sie wusste, dass ihr Bewusstsein nun wegdriften würde – und vielleicht nie wieder zurückkäme. Und komischerweise war es ihr völlig egal.

Wie sehr hatte sie in ihrem Leben mit ihrer eigenen Sterblichkeit gehadert, hatte sie Angst vor dem Tod gehabt – in jüngeren Jahren nach der überwältigen Erkenntnis, nachdem ihre Mutter gestorben war, dass auch sie eines Tages diese Welt verlassen musste, hatte sie diesen Gedanken Jahrelang mit aller Macht verdrängt, wann immer er aufgetaucht war. Nach ihren Qualen in Kinderheimen und Erziehungsanstalten hatte sie sich sogar umbringen wollen, doch diesen Plan aus purer Angst vor der Ungewissheit der anderen Seite nicht umsetzen können. Und später war sie sehr froh über

diese Entscheidung gewesen, denn sie hatte noch so viele schöne und interessante Dinge erlebt und Menschen kennengelernt, die nun vor ihrem geistigen Auge vorbeizogen. Doch jetzt war es anders. Sie hatte bis zum letzten Blutstropfen gekämpft und sie wollte weiterleben, um jeden Preis. Doch sie wusste, dass die Würfel bereits gefallen waren, dass sie nicht mehr ändern konnte. Vielleicht würde sie einschlafen und geheilt werden, aber sie konnte ebensogut nun ihren letzten Atemzug tun. Doch auch das schien ihr nun okay. Der Tod, vor dem sie immer so viel Angst gehabt hatte, den sie auf ein riesiges Podest gestellt hatte, kam ihr nun plötzlich ganz banal vor. Er war einfach ein Teil ihres Lebens, genau wie ihre Geburt. Ein Lächeln huschte über Annas Gesicht. Der Tod als Gedanke, als mitleidsloser Henker und alles beendende Vernichter war vielleicht riesig, übermächtig und unüberwindbar. Doch ihr eigener Tod war ein Teil von ihr, er gehörte zu ihr – nur ihr und ihr ganz allein – und sie würde ihn annehmen. Aber erst, wenn ihre Zeit wirklich gekommen war. Und bevor sie in einen tiefen, alles umfassenden, schweren Schlaf fiel war ihr letzter Gedanke:

»Noch nicht, mein Freund, noch nicht.«

ENDE